

Willi Beitz

SCHOLOCHOW UND STALIN



Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
2007

Willi Beitz
Scholochow und Stalin
Ein Beitrag zur Kontroverse um den Literaturnobelpreisträger

Willi Beitz

SCHOLOCHOW UND STALIN

**Ein Beitrag zur Kontroverse
um den Literaturnobelpreisträger**

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 2007

ISBN 178-89819-266-0

© ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN e. V. 2007
Harkortstr. 10
D-04107 Leipzig

Redaktion und Satz: Olaf Kirchner
Umschlaggestaltung: Jutta Damm-Fiedler
Herstellung: GNN Verlag Sachsen/Berlin GmbH
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

Inhalt

1. Zur Einführung	7
2. Erste Gespräche – Entscheidungen über den Druck literarischer Werke	15
3. Der Kontakt zu Stalin ist lebensrettend	25
4. Gab es »Gegenleistungen« Scholochows für Stalins Hilfe?	47
5. Kriegs- und Nachkriegszeiten – abreißender Kontakt	67
6. War Scholochow im Alter Stalinist?	71
Herkunftsnachweise der Bilddokumente und Faksimiles	81
Zum Autor	83
Neuerscheinungen 2007 der Rosa-Luxemburg-Stiftung	85

*»Stalin begreift man bei uns entweder überhaupt nicht,
oder man hat von ihm ein entstelltes Bild. Doch so einfach ist er nicht!«*

»Ikonenmalerei ist nicht mein Genre.«
Michail Scholochow

1. Zur Einführung*

Seit mehr als einem Jahrzehnt hat man in den hiesigen Medien ein Bild des russischen (sowjetischen) Schriftstellers Michail Scholochow (1905 bis 1984) gezeichnet, das weitab von den Realitäten seines Lebens liegt, ja diese – im Dienste ideologisch geprägter Klischees – mutwillig entstellt. Fixiert auf gewisse, zugegeben ungerechte und gelegentlich überscharfe Äußerungen des Autors über Dissidenten wie Solshenizyn, Sinjowski und Daniel aus den 1960er Jahren stülpte man ihm von rückwärts, also von seinem letzten Lebensabschnitt her, die Charaktermaske eines der Kommunistischen Partei ergebenen Lakaien¹ über. Bei einem derart diskreditierten Autor konnte man es dann auch glaubhaft machen, dass er das Beste in seinem großen Roman »Der Stille Don« (1925/1940) bei einem anderen abgeschrieben hatte. Man könnte meinen, ein literarischer Nobelpreisträger sei mit Erfolg demontiert.²

* Der vorliegende Text ist Teilergebnis einer langfristigen Beschäftigung des Verfassers mit Michail Scholochow. In der Zeitschrift »Utopie kreativ« (Berlin (Juni 2006)188) wurde der Aufsatz »Michail Scholochow – eine terra incognita?« publiziert. Eine Studie über »Scholochows Realismus« wird in der »Zeitschrift für Slawistik« erscheinen.

1 »In zahlreichen Reden trat Scholochow als serviler Diener seiner Partei auf.« (Karla Hielscher: Die Nähe zur Macht. Heute vor 100 Jahren wurde der russische Schriftsteller Scholochow geboren. Deutschlandfunk am 24. Mai 2005. Online-Fassung).

2 Wolfgang Kasack, ein namhafter (inzwischen verstorbener) westdeutscher Slawist, schrieb vor längerer Zeit in seinem Aufsatz »Die russischen Nobelpreisträger«: die

Es stellt sich natürlich die Frage, warum sich die Kritik an Personen aus dem Kulturleben des östlichen Realsozialismus in so hohem Maße auf Scholochow konzentrierte. War es sein langjähriger Kontakt zu Stalin oder seine Dissidenten-Kritik, die ihn zur Zielscheibe bundesdeutscher Medien machten, oder ergab sich die Zuspitzung speziell aus der Konstellation Scholochow – Solshenizyn, dem anderen Nobelpreisträger, die symbolträchtig für den Gegensatz zwischen »totalitärer« und demokratischer, antistalinistischer Geisteshaltung zu stehen schien?³ Von seiten der beiden Protagonisten war jedenfalls dabei auch viel literarische Rivalität im Spiel: Solshenizyn bewunderte offenbar den »Stillen Don« als großes Kunstwerk (zu einem Zeitpunkt, als er, nach seiner Meistererzählung »Ein Tag des Iwan Denissowitsch«, 1962, noch in der Gunst der sowjetischen Führung stand und auf einem Schriftstellertreffen bei Chruschtschow Scholochow begegnete, hatte er auch nicht gezögert, diesem ausdrücklich als *Verfasser* des »Stillen Don« seine Reverenz zu erweisen)⁴ – er mochte nach seinem Bruch mit dem sowjetischen System nur nicht seinem politischen Kontrahenten die Autorschaft zugestehen. Und dabei mag wohl auch mitspielen, dass es ihm selber nicht gegeben war, ein ähnlich umfassend angelegtes Werk literarisch zu be-

Verleihung dieses Preises an Scholochow sei »grundsätzlich recht umstritten. Seit dem Erstdruck des *Stillen Don* waren nämlich die Gerüchte nicht verstummt und von immer wieder neuen Zeugen bestätigt worden, er sei gar nicht der Autor des Romans.« (siehe Wolfgang Kasack: Die russischen Nobelpreisträger. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Göttingen (1997)107. S. 54).

- 3 Es darf auch nicht übersehen werden, dass die Scholochow-Debatte östlicherseits in Zeiten des Realsozialismus bis weit in die 1970er Jahre hinein ebenfalls über weite Strecken ideologisch eingeengt und politisiert war – indem sie etwa unter sowjetischen Forschern auf die Frage fixiert wurde, ob Grigori Melechow in Bezug auf die revolutionären Kräfte ein »Abtrünniger« (»otčepenec«) sei oder nicht, oder indem in der DDR Grigoris Scheitern mit dem des »dritten Weges« in der Politik verglichen wurde. Und bei der Bewertung bestimmter politischer Äußerungen des Schriftstellers (etwa über das Verhältnis zwischen Kommunist und Schriftsteller) in seinem letzten Lebensabschnitt (Näheres dazu im letzten Abschnitt dieses Beitrags) brauchten seine Kontrahenten dann nur das Vorzeichen zu verändern, um den neuen Standpunkt zu fixieren.
- 4 Siehe Vladimir Vasil'ev: 'Nenavist'. (Zagovor protiv russkogo genija). In: Molodaja gvardija. Moskau (1991)11. S. 242.

wältigen: Seine vierbändige Romanreihe »Das rote Rad« (1983–1991) bebildet zwar ein Stück russischer Geschichte, doch fehlt ihr die künstlerische Kraft des »Stillen Don«. Zweifel an der Aufrichtigkeit von Solshenizyns Plagiatsbehauptung sollten daher erlaubt sein. Umgekehrt wurde Solshenizyn mit seiner gesellschaftlichen Fundamentalkritik für Scholochow zum Inbegriff dessen, wovor er in seinen letzten Lebensjahrzehnten häufig warnte. Und der neuerliche Plagiatsvorwurf (den er ja schon in jungen Jahren abzuwehren hatte) musste ihn, für den künstlerische Eigenständigkeit das höchste Gut war, zutiefst verletzen. So haben sich beide in der öffentlichen Polemik gegenseitig nichts geschenkt.

Der mediale Umgang mit Biographie und Werk Scholochows nach den Umbrüchen in Osteuropa fügte sich in die nun einsetzende generelle Infragestellung dortiger Kulturverhältnisse und darin eingebundener Personen ein. Die langjährigen und relativ häufigen Kontakte des Schriftstellers zu Jossif Stalin erschienen geradezu als ein Paradebeispiel für die politischen Dienste eines herausragenden Autors. Doch bei diesem Vorgang gilt die bereits im Jahre 1990 von Christa Wolf aus der Sicht einer ehemaligen DDR-Autorin ausgesprochene Warnung: »Der Ansturm der Ereignisse hat die Differenzierungsfähigkeit überrannt. *Wir müssen auf Konkretheit bestehen* und aufpassen, dass uns nicht das Leben genommen wird, das wir wirklich geführt haben, und uns statt dessen ein verzerrtes Phantom untergeschoben wird.«⁵

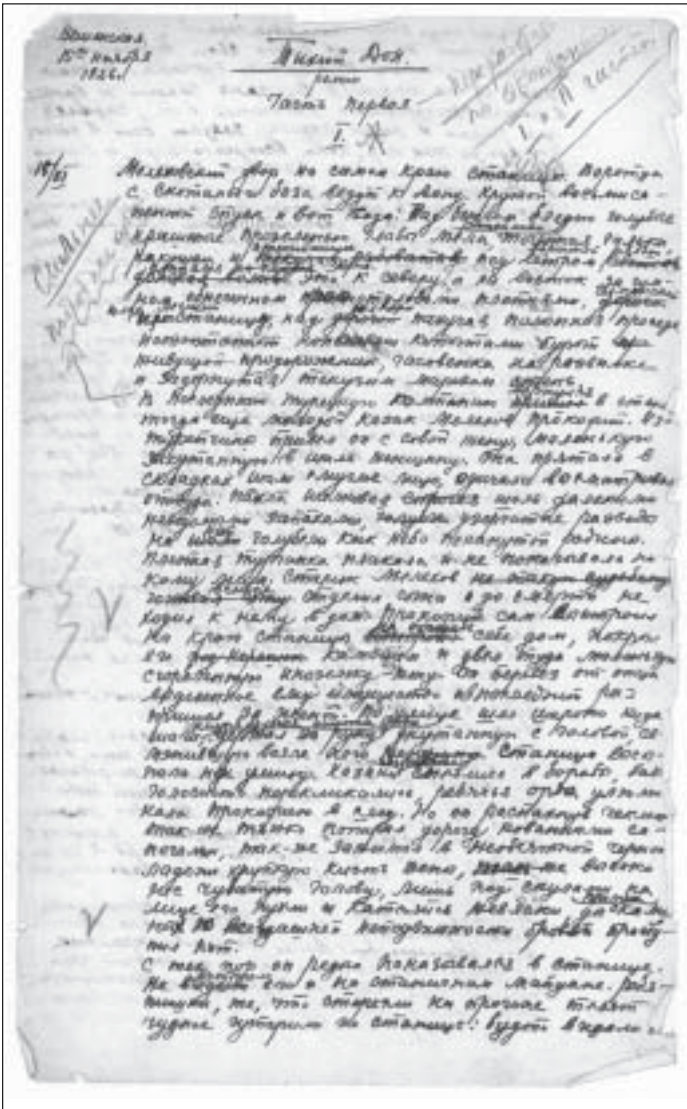
Im Falle Scholochows scheint genau dies hierzulande weitgehend erreicht zu sein, so dass man neuerdings meint, ihn einfach mit Schweigen übergehen zu können (wie es in den überregionalen deutschen Blättern – außer dem »Neuen Deutschland« – zu seinem 100. Geburtstag 2005 geschah), oder aber beim Umgang mit seinem Leben und Werk freie Hand für die absurdesten Erfindungen zu haben. Ein eklatantes Beispiel dafür lieferte unlängst ein Artikel der »Neuen Zürcher Zeitung«

5 Christa Wolf: Hans Mayer – ein großer Außenseiter. In: Der Worte Adernetz. Essays und Reden. Frankfurt am Main 2006. S. 114f. (Hervorhebung von mir – W. B.).

– aus der Feder nicht etwa irgendeines Schreiberlings, sondern eines angesehenen schweizerischen Russlandexperten und Essayisten wie Felix Philipp Ingold. Mit kaum überbietbarer Unbekümmertheit, unbelastet von wissenschaftlicher Beweisführung, verkündete dieser, wir hätten es bei Scholochow gar nicht mit einem originären Autor, sondern einer Kreation des sowjetischen Geheimdienstes zu tun, denn dieser hätte den frühzeitig angeworbenen Mann »als Großschriftsteller und Parteiliteraten« aufgebaut und ihm zu diesem Zweck für den Roman »Der stille Don« die nötigen »Versatzstücke« aus dem Nachlass des Kosakenschriftstellers Fjodor Krjukow sowie aus Texten von Michail Bulgakow und Andrej Platonow geliefert.⁶ Das Datum, zu dem dies in der »Neuen Zürcher Zeitung« erschienen ist, nämlich am 23. August 2006, bezeugt, dass es sich nicht um einen Silvesterschertz handelt ... Der in solchen geistigen Eskapaden zutage tretende Niveauverlust der hiesigen Scholochow-Debatte (soweit von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann) ist um so blamabler, als in Russland selbst inzwischen in einer Reihe von Publikationen eine neue Phase der Scholochow-Forschung, verbunden mit sorgfältigen Werkeditionen, begonnen hat, deren Ergebnisse international zur Kenntnis genommen werden müssen. Diesem Neuansatz fühlt sich auch der Verfasser des vorliegenden Beitrags verpflichtet – eingedenk der Tradition der Leipziger slawistischen Literaturwissenschaft.⁷

6 Siehe Felix Philipp Ingold: Geklonter Nobelpreisträger. Ein epochaler Betrug – neue Debatten um Michail Scholochow. In: »Neue Zürcher Zeitung« vom 23. August 2006. Online-Fassung. – In der »Leipziger Volkszeitung« konnte man zum Jubiläum Scholochows einen Artikel lesen, der alle grassierenden böswilligen Behauptungen über den Schriftsteller aufgriff und überdies durch eine Reihe grober faktischer Fehler hervorstach (siehe Ulf Heise: Umstrittener Autor der großen Donkosaken-Saga. In: »Leipziger Volkszeitung« vom 24. Mai 2005. S. 9).

7 Siehe Willi Beitz: Slawistische Literaturwissenschaft an der Leipziger Universität. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Hrsg. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Volker Hölzer. Bd. 8.1: Osteuropakunde an der Leipziger Universität und in der DDR. Leipzig 2006. S. 133ff. – Erhard Hexelschneider: Als Michail Scholochow Ehrendoktor der Philologischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig wurde. In: Ebenda. S. 311ff.



Originalhandschrift Scholochows mit dem Anfang des Romans »Der stille Don« und der Datierung: 15. November 1926 (ein früherer Text aus dem Jahre 1925 war von ihm verworfen worden).

Wenden wir uns nun einigen Vorüberlegungen zu unserem Thema zu, bei dem das von Christa Wolf angemahnte Prinzip der *Konkretheit*, auch im Sinne des historischen Herangehens, unumgänglich ist. Die Kontakte Michail Scholochows mit Jossif Stalin waren zweifellos exzeptioneller Art – schon hinsichtlich der *Häufigkeit* der Begegnungen. Das Besucherbuch Stalins im Kreml verzeichnet von 1931 bis 1940 insgesamt zwölf Termine, hinzu kommen noch einige an privaten Orten, wie bei Maxim Gorki. Alexander Fadejew hatte 15 Audienzen, die sich aus seinen Spitzenfunktionen im Schriftstellerverband erklären, Konstantin Simonow hingegen nur drei.⁸ Der fast zehnjährigen Beziehung der beiden Männer wird man mit traditionellen Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Geist und Macht nicht gerecht – und schon gar nicht mit neuen antitotalitären Schemata. Stalin hat sich in jener Beziehung nicht primär als grausam-willkürlicher Diktator, sondern mehrmals sogar in helfender, ja lebensrettender Rolle gezeigt. Und Scholochow ist ihm nicht in unterwürfiger Haltung begegnet (eher fühlt man sich an das berühmte Schiller-Wort vom »Männerstolz vor Königsthronen« erinnert), sondern er hat ihm bedeutende Zugeständnisse abgerungen. Manchmal ist Stalin ohne Umschweife den Wünschen und Empfehlungen des Schriftstellers gefolgt, während er sich in anderen Fällen widerborstig oder unzugänglich zeigte. Das heißt, es wurde nicht schlechthin nach Maßgabe von Macht oder Abhängigkeit gehandelt, sondern im direkten Gegenüber kamen zweifellos auch individuelle Verbindlichkeiten, gegenseitiger Respekt ins Spiel. Und natürlich zeigte sich Stalin auch als erfahrener Taktiker. Der Moskauer Literaturwissenschaftler Felix Kusnezow formuliert: Scholochow habe mit Stalin »auf Augenhöhe« verhandelt.⁹ Man wird dies kaum verstehen können, wenn man sich von abstrakten Ideenkon-

8 Siehe Posetiteli kremlevskogo kabineta I. V. Stalina. Žurnaly (tetradi) zapisi lic, prinjatych pervym gensekom. 1929–1953 gg. In: Istoričeskij archiv. Moskau (1994)4. S. 16ff.

9 Siehe Feliks Kuznezov: »Tichij Don«: Sud'ba i pravda velikogo romana. Moskau 2005. S. 514. – Alle Übersetzungen russischer Zitate stammen von mir – W. B.

strukten (wie sie gelegentlich auch in der linken Stalinismus-Debatte entstehen) statt von realer Wahrnehmung der Person Stalins leiten lässt. Dessen widerspruchsvoll agierende und reagierende Individualität kommt in der für meine Begriffe in dieser Hinsicht immer noch unübertroffenen Biographie Isaak Deuschers¹⁰ gut zur Geltung. Daher war dieses Buch auch für die Behandlung der hier in Rede stehenden Problematik hilfreich.

10 Isaak Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie. Augsburg 1997. – Im Vorwort bekennt sich der Verfasser zu einer »alten, goldenen Regel der Porträtmalerei«, die besagt, daß ein Porträt gut sei, »wenn es der Vielschichtigkeit eines menschlichen Charakters so gerecht wird, dass jeder Betrachter ein verschiedenes Gesicht in ihm sieht« (S. 10).

2. Erste Gespräche – Entscheidungen über den Druck literarischer Werke

Entgegen der wiederum im DLF verkündeten Behauptung, der junge Scholochow sei »schnell zum anerkannten proletarischen Schriftsteller« avanciert,¹¹ hatte dieser in den ersten Jahren seiner literarischen Laufbahn fortgesetzt mit Widerständen zu kämpfen. Als er im Jahre 1922 nach Moskau kam, konnte er keine proletarische Herkunft¹² und daher auch keine Mitgliedschaft im Komsomol vorweisen, und dies zog wiederum nach sich, dass ihm die Aufnahme in die Arbeiter- und Bauernfakultät verweigert wurde. Nicht die großen Zeitschriften öffneten ihm ihre Tore für seine ersten Erzählungen, sondern Tageszeitungen, periphere Journale. Den literaturpolitischen Kurs bestimmten maßgeblich die proletarischen Schriftstellerorganisationen, vor allem die RAPP (Russische Assoziation proletarischer Schriftsteller) mit ultralinken Ideologen. Und als sich nach dem Erscheinen der ersten beiden Teile des Romans »Der stille Don« (1928) ein weithin wirkender Erfolg einstellte, wurde offenbar aus den Reihen jener RAPP heraus (genauer, aus der ihr angeschlossenen Gruppe »Kusniza«) die Legende verbreitet, Scholochow habe in diesem Werk Texte eines anderen Kosakenautors, Fjodor Krjukow (1870–1920), verwendet, also »Plagiat« begangen. Wie wäre das Ganze ausgegangen, hätte Scholochow nicht in dem damaligen Nestor der Sowjetliteratur, Alexander Serafimowitsch (1863–1949), einen einflussrei-

11 Siehe Karla Hielscher: Die Nähe zur Macht. Heute vor 100 Jahren wurde der russische Schriftsteller Scholochow geboren. Deutschlandfunk am 24. Mai 2005. Online-Fassung.

12 Der Vater Scholochows entstammt einem alten Kaufmannsgeschlecht, das sich vor langer Zeit in der Donregion niedergelassen hatte, er selber wechselte Tätigkeiten als Angestellter, Mühlenverwalter u. a. Die Mutter, Tochter eines Leibeigenen und teils kosakischer Herkunft, arbeitete vor der Heirat als Dienstmädchen bei einer verwitweten Gutsbesitzerin.

chen Freund und Bewunderer seines Talents gehabt, der dafür sorgte, dass von einer unter seinem Vorsitz stehenden Kommission eine Untersuchung eingeleitet und die Anschuldigung widerlegt wurde – ?!



Scholochow – Autor des »Stillen Don« – etwa zur Zeit seiner ersten Begegnungen mit Stalin.

Doch Gefahren dieser Art blieben virulent, denn noch im Jahre 1930 fand in Rostow am Don (einer der Hochburgen der RAPP) eine Konferenz über die bis dahin erschienenen Teile des »Stillen Don« statt, auf der es in bester vulgärsoziologischer Manier von geharnischten Anwürfen wie »Propagierung von Ideen, unter deren Banner die Konterrevolution der Kulaken antrat«, »Ideologe des wohlhabenden Teils der Kosakenschaft«, »Werk eines schwankenden Mitläufers« usw. nur so hagelte.¹³ Gegen Ende des gleichen Jahres aber reichte Scholochow bei der Zeitschrift »Oktjabr« (die zuvor immerhin die ersten Teile des Romans publiziert hatte) die Kapitel XIII bis XXVIII des sechsten Roman- teils ein, in denen die Anfänge des Aufstands der Donkosaken vom Frühjahr 1919 gegen die Sowjetmacht geschildert werden. Deren Abdruck wurde ihm resolut verweigert. Der Chefredakteur Alexander Fadejew schrieb dem Autor: Entweder er mache Grigori Melechow, den zentralen Helden des Romans, zum Bolschewiken, oder die Publikation habe sich erledigt.¹⁴ Scholochow wandte sich in dieser Situation an Maxim Gorki, der bekanntlich vielen jungen Autoren mit kritischem Rat und praktischer Hilfe zur Seite gestanden hatte. Gorki las das Manuskript der genannten Kapitel, war durchaus beeindruckt, sprach sich in einem Brief (vom 3. Juni 1931) an Fadejew für den Druck aus, doch diese Empfehlung war zwiespältiger Art, denn im Vordergrund stand Gorkis negatives Verhältnis zur russischen Bauernschaft (um so mehr zur Kosakenschaft), die er aus seiner aufklärerischen Position heraus seit jeher als Hort geistiger Finsternis und politischer Reaktion betrachtet hatte.¹⁵ Da Scholochow ihm dieser bäuerlichen Welt geistig allzu nahe zu stehen schien, wurde er ungeachtet der Wertschätzung seines Talents mit dem herabsetzenden Prädikat eines »Regionalschriftstellers« (»oblastnoj

13 Siehe Diskussija o »Tichom Done« v rostovskom Žurnale »Na Pod'eme«. In: Novoe o Michale Šolochove. Issledovanija i materialy. Moskau 2003. S. 394ff.

14 Siehe M. A. Šolochov: Pis'ma. Moskau 2003. S. 54.

15 Im Jahre 1922 hatte Gorki im Berliner Ladyshnikow-Verlag die einem antibäuerlichen Pamphlet gleichende Schrift »Vom russischen Bauern« veröffentlicht, in dem seine Vorurteile gegenüber dieser Schicht deutlich zum Ausdruck kamen.

pisatel'«) bedacht, der noch einer gewissen »Umerziehung« bedürfe.¹⁶ Ohne von diesem Brief Kenntnis zu haben¹⁷ wandte sich Scholochow am 6. Juni 1931 erneut brieflich an Gorki, um ihn vor allem über den Donaufstand aufzuklären und seine Position dazu zu begründen. Er, Scholochow, habe in seinem Roman nichts übertrieben, hieß es da, er habe sich vielmehr an die »rauhe Realität« gehalten und sei dabei gar nicht auf solche Tatsachen wie die Erschießung von 62 alten Männern in der Staniza Migulinskaja oder andere Erscheinungen des Massenterrors eingegangen, die innerhalb von sechs Tagen mehr als 400 Opfer gefordert hätten.¹⁸ Vermutlich gab dieser Brief den Ausschlag, dass Gorki nunmehr das Manuskript der in Frage stehenden Romankapitel an Stalin schickte, um ihm die Entscheidung über deren Publikation anzutragen.

In dieser sich qualvoll hinziehenden Situation, die bei Scholochow – wie ein Brief von ihm an eine gute Freundin, die Alt-Bolschewikin Jewgenija Lewitzkaja (1880–1961) bezeugt – einen Wechsel von verzweifelten Stimmungslagen und trotzigem Widerstand auslöste,¹⁹ fand Mitte Juni 1931 in der Datscha Maxim Gorkis die zweite Begegnung des Schriftstellers mit Jossif Stalin²⁰ statt. Gorki schwieg die ganze Zeit und überließ es Stalin, Fragen an den Autor des »Stillen Don« zu stellen. Bei Scholochows Auskünften über den Donaufstand und seine Ursachen

16 Siehe Pis'ma i telegrammy M. A. Šolochova. In: Šolochov na izlome vremeni. Moskau 1995. S. 221.

17 Scholochow erfuhr von dem Brief Gorkis erst im Jahre 1972, als ihm der Literaturwissenschaftler Fjodor Birjukow eine Kopie davon übergab. Er sagte nur: »Jetzt ist mir alles klar ...« (ebenda. S. 222).

18 Siehe M. A. Šolochov: Pis'ma. Moskau 2003. S. 68.

19 Siehe ebenda. S. 54f. – Scholochow widmete Lewitzkaja viele Jahre später seine Meistererzählung »Ein Menschenschicksal«.

20 Die erste Begegnung, über die es keinen Aktennachweis, sondern lediglich Äußerungen Scholochows sowie des Literaturkritikers I. Leshnew gibt, fand im Januar 1930 statt; und da ging es um Fragen der Landwirtschaftspolitik (siehe die Anmerkungen von Wladimir Wassiljew in M. A. Šolochov: Sobranie sočinenij v devjati tomach. Bd. 5. Moskau 2001. S. 294. – Im weiteren wird diese neunbändige Werkausgabe zitiert).

wird es Stalin gefallen haben, dass die Rolle Trotzki's beim Roten Terror in den Kosakendörfern angedeutet wurde (obwohl die entsprechende Direktive – natürlich mit Wissen Lenins – von Swerdlow erlassen worden war). Als Stalin, der ruhig zugehört hatte, schließlich das Wort nahm, wiederholte er einen Satz aus Gorkis Brief an Fadejew – der »Stille Don« werde der weißen Emigration viel Vergnügen bereiten, fügte aber hinzu, dass der Gang der Ereignisse im Roman »für uns, für die Revolution arbeitet!« Daher lautete seine abschließende Bilanz: »Wir werden den dritten Band des ›Stillen Don‹ drucken!«²¹

In diesem Abwägen von Schaden/Nutzen bei der Verbreitung eines literarischen Werks tritt der Stalinsche *Pragmatismus* beim Umgang mit Kunst zutage. Er sollte sich wenig später auch in seiner Entscheidung über Scholochows Roman »Neuland unterm Pflug« (1. Teil) zeigen, wo sich (Ende 1931) wiederum eine Redaktion, diesmal die der Zeitschrift »Nowyj mir«, gegen die Veröffentlichung sperrte – vor allem wegen der Schilderung der Kulaken-Enteignung, der Scholochow mehrere Kapitel gewidmet hatte. Vielleicht wird besonders das 9. Kapitel Anstoß erregt haben, in dem rückblickend geschildert wird, wie den Enteignern aus dem Haus des Kulaken Gajew dessen elf Kinder schreiend und weinend entgegenstürzen. Als der Vorsitzende des Dorfsowjets Rasmjotnow dies am Abend seinen Genossen in der Parteizelle vorträgt, kommt es zum Eklat, denn er erklärt ihnen, er weigere sich, weiter mitzumachen, denn er könne doch nicht Krieg gegen Kinder führen ... Erneut musste Scholochow also um die Intervention Stalins bitten. Er erinnert sich: Stalin habe den Roman in zwei Nächten gelesen und entschieden: »Wir hatten keine Angst, die Kulaken zu enteignen – weshalb sollten wir jetzt Angst haben, darüber zu schreiben! Der Roman muß gedruckt

21 Die Darstellung des Treffens folgt den Erinnerungen Scholochows, wie er sie viele Jahre später dem mit ihm befreundeten Literaturwissenschaftler Konstantin Prijma (Verfasser eines Buches über die weltweite Rezeption des »Stillen Don«) mitgeteilt hat. Hier zit. nach M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 5. Moskau 2001. S. 298.

werden!²² Stalin scheint in der Tat in Kunstfragen weniger ängstlich gewesen zu sein als mancher nachfolgende Spitzenpolitiker des Realsozialismus. Und er ließ nicht andere lesen, sondern tat dies selbst und erreichte so mit den Jahren eine beachtliche Belesenheit, natürlich nicht nur in der Belletristik, sondern vor allem auch auf dem Gebiete der Historiographie.²³ Doch sein ästhetisches Urteil war unentwickelt und grob, eben von pragmatischem Zuschnitt. Man könnte hier eine Analogie zu einigen Zeilen in dem berühmten Stalin-Gedicht des russischen Lyrikers Ossip Mandelstam (1933) ziehen, wo Stalins Weisungen mit den wuchtigen Hammerschlägen eines Hufschmieds verglichen werden, die den einen »in den Leib, den anderen in die Stirn, den dritten ins Auge« treffen. Als sich am 26. Oktober 1932 eine große Schar von Schriftstellern in der Wohnung Gorkis einfand, entwickelte Stalin vor ihnen seine grob gestanzten Leitbegriffe: der Schriftsteller müsse »Ingenieur der menschlichen Seele« sein, und da sich das sowjetische Leben dem Sozialismus nähere, sei die wahrhaftige Darstellung dieses Lebens eben »sozialistischer Realismus« ... Wie hat sich die Wissenschaft in der Folgezeit mit den Deutungen dieses Begriffs herumgeplagt! Dabei war es ganz simpel gemeint.²⁴

22 Ebenda. S. 303.

23 Simon Sebag Montefiore formuliert in seinem Buch »Stalin – Am Hof des Roten Zaren« (Taschenbuchausgabe, Frankfurt am Main 2006) in seiner feuilletonistischen Ausdrucksweise: »Stalins Lesewut war fast ebenso stark ausgeprägt wie sein Größenwahn und der Glaube an den Bolschewismus. Man könnte sie als die Hauptleidenschaften seines Lebens bezeichnen.« (Simon Sebag Montefiore : Stalin – Am Hof des Roten Zaren. Frankfurt am Main 2006. S. 115).

24 Eine Vorstufe dieser Begriffsschmiede gab es bereits im Jahre 1929, als Stalin in seinem Brief an den Dramatiker Wladimir Bill-Belozerkowski den Vorschlag machte, künftig nicht mehr von »Rechten« und »Linken« in der Literatur zu reden, sondern »klassenmäßige« Begriffe anzuwenden, nämlich: »sowjetisch« – »antisowjetisch«, »revolutionär« – »gegenrevolutionär« usw. Nach diesem Muster wurde von ihm sogleich Michail Bulgakows Stück »Die Flucht« als »antisowjetische Erscheinung« klassifiziert (siehe J. W. Stalin: Werke. Bd. 11. Berlin 1954. S. 292f.). – Dazu passt, was Isaak Deutscher über Stalins Marxismus-Verständnis sagt: »Leute seines Schlages nahmen gewisse, grundlegende Thesen der marxistischen Philosophie so

Es stellt sich nun die Frage, weshalb ein fortdauernder Dialog Stalins mit Scholochow über Jahre hinweg möglich war, während er anderen Schriftstellern verweigert wurde, beispielsweise Michail Bulgakow oder Boris Pasternak. Stalin hatte bekanntlich in einem überraschenden Telefonat am 18. April 1930 auf den Brief Bulgakows an die Sowjetregierung vom 28. März gleichen Jahres reagiert, in dem dieser – nach dem Verbot seiner Werke – seine Notlage schilderte und um Abhilfe bat. Stalin stellte ihm nicht nur eine Tätigkeit am Moskauer Künstlertheater in Aussicht, sondern bot ihm auch ein weiteres Gespräch an. Doch Bulgakow, der sofort emphatisch zustimmte, wartete zeitlebens vergeblich. In der Bulgakow-Forschung wird darauf verwiesen, dass dieses ergebnislose Warten bei dem Schriftsteller traumatische Folgen hatte und schließlich zu einem Motiv im Roman »Der Meister und Margarita« gerann, allerdings mit einer bezeichnenden Umkehrung: Dort ist es der mächtige Mann, der Statthalter Pilatus, der endlos darunter zu leiden hat, dass er das Gespräch mit seinem Opfer Jeshua nicht fortsetzen kann.²⁵ Ein zweites Beispiel ist Boris Pasternak. Auch er wurde von Stalin angerufen, wobei es um seine Meinung über den Dichter Mandelstam ging, der wegen des oben zitierten scharfen Anti-Stalin-Gedichts verhaftet worden war. Den Aufzeichnungen von Anna Achmatowa ist zu entnehmen, dass Pasternak am Ende des Telefonats den schon lange gehegten Wunsch äußerte, mit Stalin zu reden. Worüber? »Über das Leben und über den Tod.«²⁶ Daraufhin habe Stalin den Hörer aufgelegt.

an, wie sie ihnen in einer populären Darstellung der Lehre verständlich gemacht worden waren. Dies deckte ihren intellektuellen und politischen Bedarf. [...] Die Halbgebildeten [...] sahen im Marxismus eine Art arbeitssparende Denkmaschine, die leicht zu bedienen und fabelhaft wirksam war. Man brauchte nur auf einen Knopf zu drücken, um mit einer Idee fertig zu werden; tauchte eine andere Idee auf, so gab es dafür einen anderen Knopf.« (Isaak Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie. Augsburg 1997. S. 164).

25 Siehe Mariëtta Čudakova: *Žizneopisanie Michaila Bulgakova*. Moskau 1988. S. 406.

26 Jelena Bulgakowa: *Margarita und der Meister. Tagebücher und Erinnerungen*. München 2006. S. 518.

Die Erklärung für das Verhalten Stalins liefert indirekt Isaak Deutscher, indem er auf dessen plebejische Herkunft und seine im Vergleich zu Lenin, Trotzki, Bucharin und anderen russischen Parteiführern weit aus geringer ausgeprägte Intellektualität²⁷ verweist. Zu dichterischen Persönlichkeiten wie Bulgakow und Pasternak hätte er kaum einen Gesprächsfaden gefunden, sie mussten ihm eher unheimlich erscheinen – und das von Pasternak begehrte Thema »Leben und Tod« wäre bei ihm schon gänzlich verfehlt gewesen. Ganz anders lagen die Dinge bei Michail Scholochow. Vergewenwärtigen wir uns an dieser Stelle die Eigenart seiner Individualität. Er besaß eine doppelte Begabung: eine künstlerische und eine fürs praktische Leben – ähnlich wie sein großer literarischer Zeitgenosse Andrej Platonow. Während dieser in jungen Jahren seine ingenieurtechnischen Fähigkeiten bei einem großen Meliorationsprojekt in seiner Woronesher Heimatregion beweisen konnte und später manche technische Erfindung machte, bewährte sich Scholochow als Mitstreiter der Kolchosbauern, der sich in Dingen der Landwirtschaft auskannte. (Daher galt sein Interesse bei Auslandsreisen, auch bei der in die DDR im Mai/Juni 1964, sicherlich weniger den Begegnungen mit Schriftstellerkollegen als Erfahrungen in der landwirtschaftlichen Produktion). So konnte er sich Stalin als ein Mann mit praktischem Sinn, mit der Fähigkeit entschlossen zu handeln präsentieren – und dies wiederum kam Stalins Pragmatismus entgegen, war also eine gute Basis für weitere Gespräche.

An dieser Stelle muss jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, dass die wirtschaftspraktische Begabung Scholochows auch ihre Schattenseite hatte – nämlich hinsichtlich des Bildes, das die Öffentlichkeit

27 Wörtlich heißt es über die genannten Bolschewiki: »Sie rebellierten gegen die Meinungen und die Vorurteile der Umgebung, in der sie aufgewachsen waren, brachten aber trotzdem in das revolutionäre Milieu einige Werte und Qualitäten ihrer eigenen Welt mit, nicht nur Wissen, auch das Raffinement des Denkens, Sprechens und der gesellschaftlichen Umgangsformen [...] Das waren nun ausgerechnet die Eigenschaften, die das Leben für Dshugaschwili nicht bereitgehalten hatte.« (Isaak Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie. Augsburg 1997. S. 49).

sich von ihm als Schriftsteller entwarf. Der Roman »Neuland unterm Pflug« wurde zu gewissen Zeiten gern als »Handbuch« für den Kolchos-, bzw. den Genossenschaftsbauern angepriesen.²⁸ Leserstimmen aus den Jahren 1933/1938 zeigen jedoch, dass diese »praktische« Sicht keinesfalls die zeitgenössische sowjetische Rezeption dieses Romans bestimmte; allein schon die Wahl unterschiedlicher Lieblingsfiguren (nicht selten fand man am komischen Großvater Sschtschukar das größte Gefallen) widersprach einer vordergründig-soziologischen Deutungsweise.²⁹ Scholochow mischte sich in die Debatten der Literaturkritiker in der Regel nicht ein. Er vertraute auf die Wirkung seiner Texte. Dadurch konnten sich oberflächliche Vorstellungen vom Charakter seiner Werke wie auch generell von seinem Künstlertum lange Zeit halten. Erst spät wurde erkannt, dass es in seinem künstlerischen Schaffen eine innere Zone gab, über die er nicht mit sich reden ließ, und wo er der alleinige und oberste Richter war, mit strengsten Maßstäben. Da zeigte sich dann auch, dass er im öffentlichen Diskurs, auch im Gespräch mit seinen Lesern, nie über die zeitüblichen Auskünfte hinausgegangen war, und dass er die Literaturkritiker, zu denen er zeitlebens distanziert eingestellt war, oft mit taktischen Äußerungen abgespeist hatte. Ein Indiz für den eklatanten *Unterschied* zwischen dem in der Öffentlichkeit (nicht nur derjenigen der UdSSR) gängigen Scholochow-Bild und der wirklichen Künstlerpersönlichkeit lieferte die starke Wirkung, die Scholochow bei der ersten persönlichen Begegnung auf den leider früh (1974) verstorbenen Schriftsteller, Schauspieler und Filmregisseur Wassili Schukschin ausgeübt hat. Diese

28 Einer der ersten, der diese Version der Werkdeutung gebrauchte, war F. C. Weiskopf in seiner Rede auf dem Schriftstellerkongreß 1934, wo er formulierte: »Šolochovs *Neuland unterm Pflug* wurde für uns ein herrliches Lehrbuch über alle Fragen der Bauern in der Sowjetunion.« (Hans-Jürgen Schmitt/Godehard Schramm (Hrsg.): Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum I. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller. Frankfurt am Main 1974. S. 97).

29 Die genannten Leserbriefe (insgesamt 110) werden im Anhang des Buches von N. V. Kornienko: »Skazano russkim jazykom ...« Andrej Platonov i Michail Šolochov: vstreči v russkoj literature« (Moskau 2003. S. 432ff.) dokumentiert und kommentiert.

fand statt, als Szenen des Films »Sie kämpften für die Heimat« nach Kapiteln des gleichnamigen Romans am Don bei Wjoschenskaja gedreht wurden. Schukschin, der selber eine höchst sensible Künstlernatur war, bekannte, dass er sich nach den Äußerungen verschiedener Leute, mittelmäßiger Schriftsteller eine »irreale«, offenbar sehr vereinfachte Vorstellung von Scholochow gemacht habe und daher geradezu erschüttert gewesen sei, dass dieser ihm als ein Mensch von »großer Tiefe, Weisheit und Einfachheit« gegenübertrat. Überraschenderweise verglich er Scholochow mit einem mittelalterlichen Chronikschreiber – und hatte dabei offenbar die epische Ruhe und unbeirrbar Beständigkeit im Auge, die die Verfasser altrussischer Chroniken beim Niederschreiben ihrer Texte haben mussten. Daher habe Scholochow alles in ihm »umgekrempelt«. Nicht mit Worten, sondern allein durch seine erlebte Wesensart habe er ihn dazu angehalten, »nicht zu eilen und literarischen Rekorden nachzujagen ...« Jetzt müsse er, Schukschin, sein Leben ändern und sich ganz dem Schreiben hingeben, statt sich zwischen Literatur und Kino zu zerreiben ...³⁰

30 Siehe Vasilij Šukšin: Voprosy samomu sebe. Moskau 1981. S. 235ff.

3. Der Kontakt zu Stalin ist lebensrettend

Im weiteren Verlauf der 1930er Jahre stellte sich heraus, dass der Kontakt Scholochows zu dem Mann an der Spitze des Sowjetstaates in lebensrettender Funktion für die Kolchosbauern des Wjoschensker Heimatrayons wie auch für den Schriftsteller persönlich genutzt werden konnte. Ohne diesen Kontakt hätte vieles einen tragischen Ausgang gehabt.

In seinem Roman »Neuland unterm Pflug« (I) schildert Scholochow einen Zeitabschnitt (beginnend mit dem Januar 1930), wo der hohe Druck in Richtung vollständiger Kollektivierung im Kosakendorf zeitweilig (dank Stalins Selbstkorrektur durch den »Prawda«-Artikel »Vor Erfolgen vom Schwindel befallen« am 2. März 1930) nachlässt, wodurch sich im Ganzen eine positive Perspektive eröffnet. Wenig später trat jedoch eine derart bedrohliche Verschlechterung der dörflichen Lebensverhältnisse ein, dass der Schriftsteller sich veranlasst sah, im Vertrauen auf den gewonnenen guten Kontakt am 4. April 1933 an Stalin einen viele Seiten umfassenden Brief (faktisch eine soziale Studie, eine alarmierende Denkschrift) zu schicken. Von diesem ungewöhnlichen Zeitdokument erfuhr die Öffentlichkeit erstmalig durch Zitate in einer Rede Chruschtschows im Jahre 1963, der vollständige Text wurde erst 1992 in der Zeitschrift »Rodina« abgedruckt. Ich zitiere daraus einige Auszüge in meiner Übersetzung.

Der Brief beginnt ohne Höflichkeitsfloskeln, mit der Anrede »Gen. Stalin!« Und schon mit den ersten Sätzen wird dem Machthaber die katastrophale Situation eröffnet: »Der Wjoschensker Rayon hat, wie viele andere Rayons des Nord-Kaukasus-Gebiets, weder den Plan des Getreideaufkommens erfüllt noch Saatgetreide aufgebracht. In diesem wie auch in anderen Rayons erleiden Kolchosbauern und Einzelbauern den Hungertod. Erwachsene und Kinder laufen mit geschwollenen Bäuchen herum und nähren sich von allem Möglichen, was eigentlich nicht zu

menschlicher Nahrung gehört, von Kadavern bis zu Eichenrinde und den Wurzeln aller möglichen Sumpfpflanzen.«



Opfer der Hungerkatastrophe in den Dörfern der Ukraine Anfang der 1930er Jahre.

Es folgt eine genaue ökonomische Analyse, zu der Scholochow offenbar von örtlichen Funktionären, mit denen er in freundschaftlicher Verbindung stand, das nötige Material zugearbeitet wurde. Sodann benennt Scholochow regionale Partei- und Staatsfunktionäre mit ihrem falschen Kurs als die Schuldigen für das Desaster, liefert etliche Beispiele für deren intolerantes und selbtherrliches Gebaren. Im zweiten Teil des Briefes kommt er auf eine Reihe von Repressalien zu sprechen, die gegenüber den Bauernfamilien beim Eintreiben des Getreides und den mit Aussiedlung Bestrafften angewandt wurden. Zunächst heißt es summarisch: »Den Kolchosbauern wurde strengstens verboten, die Auszu-

siedelnden zum Übernachten oder zum Aufwärmen in ihre Häuser zu lassen. Sie mussten sich in Schuppen, Kellern, auf der Straße oder in Gärten aufhalten. Es wurde gedroht: Wer eine auszusiedelnde Familie einlässt, wird selber mit Aussiedlung bestraft. Und diese Strafe wurde sogar dafür verhängt, dass ein Kolchosbauer, der sich der in der Kälte weinenden Kinder seines Nachbarn erbarmte, dessen Familie zum Aufwärmen in sein Haus einließ. 1.090 Familien verbrachten bei Frost von minus 20 Grad den ganzen Tag auf der Straße. Tagsüber schlichen sie wie Schatten um ihre verriegelten Häuser, und des Nachts suchten sie vor der Kälte Unterschlupf in Schuppen oder Spreuhaufen. Doch nach der vom Gebietskomitee erlassenen Weisung hätten sie auch dort nicht bleiben dürfen! Die Vorsitzenden der Dorfsowjets und die Parteisekretäre schickten Patrouillen aus, die die Schuppen durchstöberten und die Familien der aus ihren Häusern vertriebenen Kolchosbauern auf die Straße jagten.«

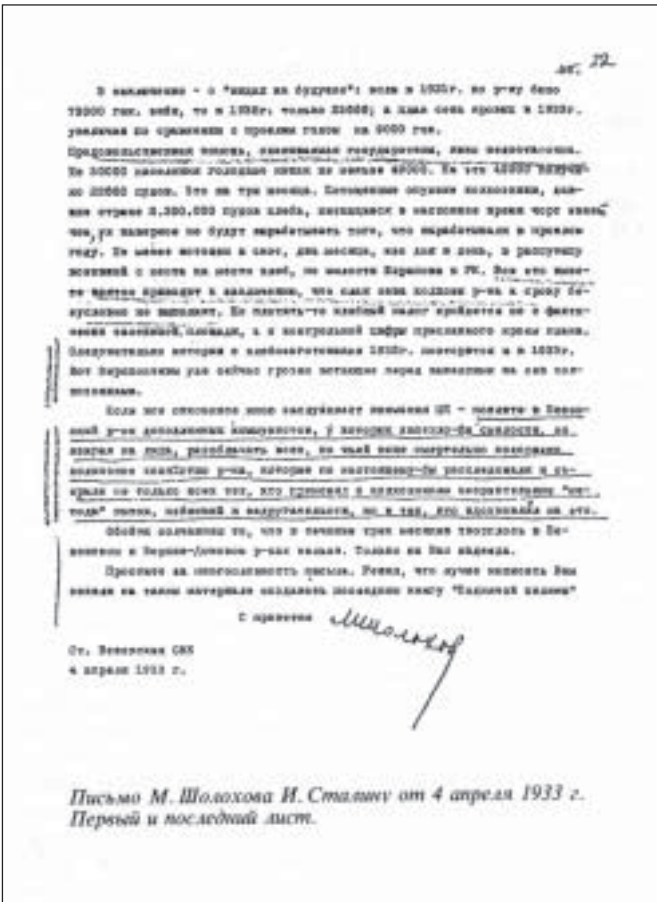
Danach folgt in Scholochows Brief eine Aufzählung von Repressalien, die beim Aufbringen von 593 Tonnen Getreide angewandt wurden. Hier nur einige Beispiele:

»1. Massenhafte Verprügelung von Kolchos- und Einzelbauern.

2. Festsetzen »im Kalten« [...] Ein Kolchosbauer wurde bis auf die Unterwäsche entkleidet und barfüßig in den Speicher oder in die Scheune gesperrt. Und dies im Januar, Februar. Häufig wurden ganze Brigaden in die Speicher gesperrt.

3. Im Kolchos von Waschtschajewsk begoß man die Füße und Röhre der Kolchosbäuerinnen mit Wachs und zündete dieses an. Dann wurde gelöscht und gefragt: »Wo ist das Getreide versteckt? Ich zünde gleich wieder an!« Im gleichen Kolchos legte man eine Verhörte in eine Grube, schüttete diese zur Hälfte zu und setzte das Verhör fort.

4. Im Napolowsker Kolchos zwang der Bevollmächtigte des Rayonkomitees [...] Plotkin den Verhörten, sich auf eine Heizplatte zu setzen. Dieser schrie, er halte es nicht aus, da begossen sie ihn mit Wasser, führten ihn zur »Abkühlung« ins frostige Freie hinaus und sperrten ihn in den Speicher. Aus dem Speicher erneut auf die Platte ...«



Schluß des Briefes Scholochows an Stalin vom 4. April 1933.

[ÜBERSETZUNG DES IN FAKSIMILE ABGEBILDETEN BRIEFTEXTES VOM 4. APRIL 1933]

»Zum Schluß zu den »Zukunftsaussichten: Während es im Jahre 1931 im Rayon 73.000 ha Winterfurche gab, waren es 1932 nur 25.000 ha.

Der Plan für die Aussaat von Sommergetreide im Jahre 1933 wurde jedoch im Vergleich zum Vorjahr um 9.000 ha erweitert.

Die vom Staat geleistete Hilfe bei der Lebensmittelversorgung reicht offenkundig nicht aus. Bei einer Bevölkerung von 50.000 leiden keinesfalls weniger als 49.000 an Hunger. Für diese 49.000 haben wir 22.000 Pud erhalten. Und dies für drei Monate. Die erschöpften, aufgedunsenen Kolchosbauern, die dem Land 2.300.000 Pud Getreide geliefert haben und sich zur Zeit von weiß der Teufel was ernähren, werden mit Sicherheit nicht soviel erarbeiten können wie im Vorjahr. Nicht weniger erschöpft ist das Vieh, das in der Zeit der Wegelosigkeit Tag für Tag nach dem Willen von Scharapow und dem Rayonkomitee Getreide von einem Ort zum anderen befördern musste. Alles dies zusammen führt zu der Schlussfolgerung, dass die Kolchosen den Aussaatplan auf keinen Fall zum Termin erfüllen werden. Doch die Getreidesteuer muß nicht nach der faktischen Saatfläche, sondern nach dem vom Gebiet zugesandten Plan gezahlt werden. Folglich wird sich die Geschichte der Getreidebeschaffung von 1932 im Jahre 1933 wiederholen. Das sind also die Perspektiven, die sich jetzt schon vor den zur Aussaat angetretenen Kolchosbauern drohend abzeichnen.

Wenn das von mir Geschilderte die Aufmerksamkeit des ZK verdient, entsenden Sie in den Wjoschensker Rayon wahre Kommunisten, die mutig genug sind, um ohne Ansehn der Person alle jene zu entlarven, durch deren Schuld die Kollektivwirtschaften des Rayons verheerenden Schaden genommen haben, und die durch gründliche Untersuchung nicht nur jene bloßstellen, die gegenüber den Kolchosbauern diese schändlichen ›Methoden‹ der Folter, Prügel und Beschimpfung angewandt haben, sondern auch jene, die dies angestiftet haben.

Man kann über das, was im Verlauf von drei Monaten im Wjoschensker und im Ober-Don-Rayon geschehen ist, nicht mit Schweigen hinweggehen. Unsere Hoffnung ruht jetzt auf Ihnen.

Verzeihen Sie die Länge meines Briefes. Doch ich bin zu dem Schluß gekommen, dass es besser sei, Ihnen zu schreiben, als aus solchem Tatsachenmaterial den abschließenden Teil von ›Neuland unterm Pflug‹ zu schaffen.

Gruß M. Scholochow.

St. Wjoschenskaja, Nordkaukasus-Gebiet

4. April 1933«

Und so weiter – insgesamt 16 Punkte! Scholochow beschließt diesen Abschnitt seines Briefes mit der Feststellung: »Das sind keine Einzelfälle von Überspitzungen, sondern es handelt sich um die im Rayonmaßstab legitimierte ›Methode‹ zum Aufbringen des Getreideaufkommens.« Und an dieser Stelle erinnert Scholochow den Adressaten seines Briefes an einen Artikel des Schriftstellers Wladimir Korolenko (»Im ruhiggestellten Dorf«, 1911),³¹ in dem der brutale Umgang mit einigen Bauern in zaristischer Zeit geschildert wird. Dem Diktator dürfte diese vergleichende Reminiszenz nicht sonderlich gefallen haben, zumal Scholochow hinzufügte, dass es sich nunmehr um Exzesse weit größeren Maßstabs handle, die mit weit »größerem Erfindungsreichtum bei der Anwendung von Techniken, mehr Raffinesse« betrieben würden. Dann kommt Scholochow zu Schlussfolgerungen. Man müsse zu den Verantwortlichen »Untersuchungen einleiten«, er bittet darum, in den Rayon »wahre Kommunisten« zu entsenden, »die mutig genug sind, um ohne Ansehen der Person alle jene zu entlarven, durch deren Schuld die Kollektivwirtschaften des Rayons verheerenden Schaden genommen haben ...« Höchst interessant für jeden Literaturinteressierten sind die den Brief beschließenden Sätze: Stalin möge die Länge des Briefes verzeihen. »Doch ich bin zu dem Schluß gekommen, dass es besser sei, Ihnen zu schreiben, als aus solchem Tatsachenmaterial den abschließenden Teil des Buches ›Neuland unterm Pflug‹ zu schaffen.«³² Bekanntlich wurde der zweite Teil dieses Romans erst nach dem Kriege geschrieben: Er erschien 1959. In den dreißiger Jahren war in den sowjetischen Medien mehrmals von Äußerungen des Schriftstellers die Rede, dass er bald den zweiten Teil

31 Das ist eben jener Korolenko (1853–1921), dessen Erinnerungswerk »Geschichte meines Zeitgenossen« (1906/1922) einst Rosa Luxemburg übersetzt hatte. Seit den 1890er Jahren hatte er sich in seinen Artikeln und Reportagen, auch vor Gericht, wiederholt für die Rechte der von Strafjustiz, Judenpogromen und anderen Drangsalierungen betroffenen Bevölkerung eingesetzt und sich nach der Oktoberrevolution – in seinen erstmals in der Zeitschrift »Novyj mir« (Moskau (1989)10) veröffentlichten »Briefen an Lunatscharski« – auch kritisch zum Roten Terror geäußert.

32 M. A. Šolochov: Pis'ma. Moskau 2003. S. 105ff.

abschließen werde. Die Gründe dafür, dass dies nicht zustande kam, sind sicher im Charakter der von Scholochow angeprangerten Ereignisse zu suchen. Es lag ihm nicht (wie es aus ganz anderer Warte und mit anderer Poetik Andrej Platonow in seinem Roman »Die Baugrube« tat, der 1929/1930 entstand, aber erst während der Perestrojka erscheinen konnte), die schwärzeste Katastrophe im Kolchosdorf zum Gegenstand seines Romans zu machen. Er wählte lieber den »operativen« Weg, mit dem er zugleich praktische Abhilfe schaffen konnte.

Die Intervention Scholochows hatte Erfolg: Stalin reagierte sofort mit einem Telegramm, in dem er versprach, »alles Erforderliche zu tun«, und um Mitteilung des nötigen Umfangs an Hilfeleistungen bat. Scholochow lieferte ihm in einem zweiten Brief konkrete Auskünfte, worauf Stalin ihn telegrafisch von den veranlassten Getreidelieferungen in Kenntnis setzte, ihn aber zugleich dafür rügte, dass er den langsameren Postweg eines Briefes gewählt habe und dass sein Brief eine gewisse »Einseitigkeit« der Sichtweise (zugunsten der Bauern) erkennen lasse.³³ Zur Untersuchung der Vorgänge wurde Matwej Schkirjatow, ein hoher Parteifunktionär, in den Rayon entsandt. Dessen Bericht bestätigte die Richtigkeit von Scholochows Informationen, es wurde vor allem betont, dass die Hauptverantwortung für die »Überspitzungen«, vor allem für die beschriebenen Grausamkeiten in der Winterkälte, beim Gebietskomitee gelegen habe, daher wurden einige personelle Konsequenzen gezogen.³⁴

Dies war jedoch nur der erste Akt eines Dramas, das in den Jahren des Großen Terrors seine Fortsetzung fand. Dabei geriet der Schriftsteller selber in höchste Gefahr.

Im April 1937 erreichten die Wellen der in dieser Zeit flächendeckend inszenierten Verdächtigungen, Denunziationen und der ihnen auf dem Fuße folgenden Verhaftungen unschuldiger Personen die Heimatregion Scholochows, und zu den Opfern gehörten bald auch seine

33 Siehe ebenda. S. 133.

34 Siehe ebenda. S. 132ff.

Freunde in führenden Positionen des Wjoschensker Rayons, darunter der Rayonsekretär der Kommunistischen Partei Pjotr Lugowoj. Scholochow, der zunehmend selber zur Zielscheibe von Verleumdungen (als Urheber »konterrevolutionärer« Ideen und Pläne) wurde, ersuchte im Juni dieses Jahres bei einem Kurzaufenthalt in Moskau vergeblich um einen Termin bei Stalin. Die Schlinge zog sich immer enger um ihn zusammen, denn auch seine engere Verwandtschaft wurde ins Visier genommen (beispielsweise suchte man einem W. Scholochow, der in Jelanskaja als Schuldirektor tätig war, mittels freier Erfindung alle möglichen politischen Sünden einschließlich »trotzkistischer« Positionen zu unterschieben; am Ende wurde er trotz fehlender Beweise seines Postens enthoben, nur die Haft blieb ihm dank der Intervention Michail Scholochows erspart). Und nicht alle Verhafteten vermochten den Folterungen zu widerstehen. Lugowoj wurde nicht nur physisch gefoltert, sondern auch psychisch unter schwersten Druck gesetzt, indem man ihm erklärte, dass sich nicht nur Scholochow, sondern auch seine Ehefrau und sein Sohn von ihm losgesagt hätten.³⁵

In dieser Situation begab sich Wladimir Stawski, damaliger Generalsekretär des Schriftstellerverbands, vermutlich im Auftrag von höchster Stelle zu Scholochow nach Wjoschenskaja. Sein Bericht an Stalin trägt selber denunziatorischen Charakter, doch er gibt in einmaliger Weise Aufschluss über die damalige äußere und innere Befindlichkeit des Schriftstellers. Nachfolgend der nur unwesentlich gekürzte Text (man beachte den hölzernen Stil):

»An das ZK der KPdSU (B). Vertraulich. Gen. Stalin J. W.

Im Zusammenhang mit beunruhigenden Nachrichten über das Verhalten von Michail Scholochow begab ich mich zu ihm in die Staniza Wjoschenskaja.

35 Siehe Lugowojs Erinnerungen in Pjotr Lugowoj: *S krov'ju i potom. Iz zapisok sekretarja rajkoma partii*. In: Michail Šolochov v vospominanijach, dnevnikach, pis'mach i stat'jach sovremennikov. Bd. 1: 1905–1940. Moskau 2005. S. 622.

Scholochow ist nicht zum Internationalen Schriftstellerkongreß³⁶ nach Spanien gereist. Er erklärt dies mit der ›Kompliziertheit seiner politischen Situation im Wjoschensker Rayon«. Scholochow hat bis heute weder den 4. Band des ›Stillen Don‹ noch den 2. Teil von ›Neuland unterm Pflug‹ zum Druck gegeben. Er sagt, dass die Lage und seine Lebensbedingungen im Wjoschensker Rayon ihm die Möglichkeit nähmen, zu schreiben.

Ich hatte Gelegenheit, 300 Seiten des maschinengeschriebenen Manuskripts des IV. Buches vom ›Stillen Don‹ zu lesen. Einen bedrückenden Eindruck machen die Bilder der Zerstörung des Chutors Tatarskoje, der Tod von Darja und Natalja Melechowa, sowie der Grundton der Zerstörung und einer gewissen Hoffnungslosigkeit, die über den dreihundert Seiten liegt. In diesem düsteren Grundton verlieren sich auch Grigori Melechows Anwendung von Patriotismus (gegen die Engländer) und seine Wut über die Generäle.

M. Scholochow erzählte mir, dass Grigori Melechow am Ende seine Waffe hinwirft und nicht mehr weiterkämpft. ›Ich kann ihn auf keinen Fall zum Bolschewiken machen!‹

Wie ist nun die Lage bei Scholochow in Wjoschenskaja? Vor drei Monaten wurde der Sekretär des Wjoschensker Rayonkomitees der KPdSU(B) Lugowoj – der engste politische und persönliche Freund Scholochows – verhaftet. Davor und danach verhaftete man eine Gruppe von Rayon-Funktionären [...] – sie alle werden der Zugehörigkeit zu einer konterrevolutionären trotzkistischen Organisation beschuldigt.

M. Scholochow erklärte mir geradeheraus: ›Ich glaube nicht an die Schuld Lugowojs, und wenn man ihn verurteilt, erklärt man auch mich

36 Am II. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur, der im Juli 1937 in Valencia und Madrid tagte, nahmen aus der UdSSR u. a. Michail Kolzow, Alexej Tolstoj, Alexander Fadejew und Ilja Ehrenburg teil. Scholochow, der zur sowjetischen Delegation gehörte, konnte wegen der Terrorisierung seiner Umgebung und der eigenen Person weder in Spanien noch an der Fortsetzung des Kongresses in Paris teilnehmen.

für schuldig und wird mich verurteilen. Wir haben doch alles im Rayon gemeinsam gemacht.« [...]»

Mit großer Erregung, die an Wut grenzte, äußerte Scholochow: »Ich kann noch nicht sagen, als was sich die heutigen Gebietsfunktionäre entpuppen werden.«

»Da kam also der 2. Sekretär – Iwanow, Iwan Uljanytsch – ange-reist, blieb zwei Tage, trank mit uns Wodka, redete, und wie gut das klang! Ich dachte schon, er sei stärker als Jewdokimow, doch da erwies er sich als Volksfeind, ist jetzt in Haft!

Sieh dir doch an, was sich da abspielt! Da hat man uns bei der Aussaat, der Ernte unter Druck gesetzt, dabei läßt man das Getreide in Baski verrotten. Zehntausende Pud Getreide verfaulen unter freiem Himmell«

Am nächsten Tag überprüfte ich diese Hinweise Scholochows. In der Tat, am Donufer bei Baski lagern (teilweise verfault) etwa 10.000 Tonnen Weizen. Erst in den letzten Tagen (nach Regenschauern) wurde eine Zeltplane beschafft. Die Schädlinge aus dem Unionsgetreidebetrieb wurden verhaftet.

Voller Zorn sprach M. Scholochow darüber, dass er von einem Mitarbeiter des NKWD aus dem Rayon beobachtet wird. Dieser sammle alle möglichen Gerüchte über ihn und seine Verwandten.

In einer freimütigen Minute gestand mir M. Scholochow: »Mir kommen manchmal solche Gedanken, dass ich selber erschrecke.« Ich habe das als ein Geständnis von Selbstmordgedanken aufgefaßt.

Ich fragte ihn geradeheraus: »Denkst du etwa, dass um dich herum im Rayon Feinde am Werk sind und dass es diesen gerade recht ist, wenn du nichts schreibst? Also hat der Feind, wenn du nichts schreibst, in gewissem Maße sein Ziel erreicht?« Scholochow erbleichte und druckste herum. Aus dem weiteren Gespräch geht völlig eindeutig hervor, dass er in letzter Zeit grobe politische Fehler begangen hat.

[An dieser Stelle listet Stawski die vermeintlichen »politischen Fehler« Scholochows auf: 1. Nichtweitergabe eines vertraulichen Briefes von Krasjukow, einem in die Verbannung geschickten Freund; 2. Vernachläss-

sigung seiner gesellschaftlichen Pflichten; 3. Nichtteilnahme an für ihn obligatorischen Sitzungen in Rostow am Don]

Im Gebiet hat man ein äußerst distanziertes Verhältnis zu Scholochow. Gen. Jewdokimow [Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU] sagte zu mir: ›Wir wollen Scholochow nicht den Feinden überlassen, wir wollen ihn von diesen trennen und ihn zu einem der Unseren machen!‹ Doch er fügte auch hinzu: ›Wenn es sich nicht um einen Mann mit dem Namen Scholochows handelte, hätten wir ihn längst verhaftet.‹

Gen. Jewdokimow, dem ich alles über mein Gespräch mit Scholochow berichtete, sagte, dass Lugowoj bis zur Stunde kein Geständnis abgelegt habe, trotz offenkundiger Beweise seiner Schädlingstätigkeit und zahlreicher Aussagen über ihn. [...]

Offenbar verstecken sich die im Rayon tätigen Feinde hinter dem Rücken Scholochows, sie spielen mit seinem Ehrgeiz (das Büro des Rayonkomitees hat des öfteren bei ihm zu Hause getagt), und sie versuchen ihn auch jetzt wieder als ihren Bittgänger und Verteidiger auszunutzen.

Es wäre das Beste für Scholochow (der auch gegenwärtig von der Verwandtschaft seiner Ehefrau beeinflusst wird – aus dieser Richtung riecht es förmlich nach Konterrevolution),³⁷ aus der Staniza in ein Industriezentrum umzusiedeln, doch er ist entschieden dagegen, und ich habe nicht die Macht, ihn zu überzeugen.

Scholochow erklärte mit kategorischer Entschiedenheit, dass es bei ihm keinerlei Differenzen zur Politik von Partei und Regierung gebe, doch die Strafsache Lugowoj erwecke bei ihm große Zweifel an der Handlungsweise der örtlichen Behörden.

Bei seiner Klage, dass er außerstande sei zu schreiben, hielt es M. Scholochow aus irgendeinem Grunde für angebracht, daran zu erinnern, dass er kürzlich Teile des IV. Buches [vom »Stillen Don« – W. B.]

37 Vermutlich hat Stawski hier vor allem den Schwiegervater des Schriftstellers, Pjotr Gromoslawski, im Auge, der einst den Rang eines Atamans in der Staniza Bukanowskaja bekleidete. Dieser war jedoch ein Mensch von eher liberaler Denkungsart.

ins Ausland geschickt habe, doch dass diese in Moskau (vom Glawlit)³⁸ aufgehalten worden seien, so dass aus dem Ausland Anfragen kämen, wo sich das Manuskript befände. Ob damit nichts passiert sei.

Scholochow gab seine Fehler hinsichtlich des Briefes von Kraskujow und seiner gesellschaftspolitischen Arbeit zu. Er sagte, er sei nach dem Gespräch erleichtert.

Wir verabredeten, dass er öfter mal schreibt und in nächster Zeit nach Moskau kommt.

Doch das Wichtigste ist: Seine Schwankungen, seine (selbstverschuldete) Isoliertheit und seine Zweifel erwecken ernste Sorge, und davon gebe ich Ihnen Kenntnis.

Mit komm. Gruß – Wl. Stawski. 16. IX. 37.«³⁹

Wenn man weiß, dass Stawski, als Schriftsteller eher Mittelmaß und willfährig gegenüber den Machthabern, einst zu den Hardlinern aus der RAPP gehört hatte, die Scholochow die literarische Karriere verbauen wollten, wundert man sich nicht über die Tendenz seines Berichts, die darauf hinausläuft, Scholochow »Fehler« und Versäumnisse zu unterstellen, statt ihm in seiner bedrängten Lage beizuspringen. Der Bericht vermittelt jedenfalls eine konkrete Vorstellung von dem Ausmaß der von allen Seiten heranrückenden Bedrohung.

Offenbar hat dieser Bericht, der genügend beunruhigende Mitteilungen enthielt, Stalin dann doch veranlasst, Scholochow am 25. September (im Beisein Molotows und des Geheimdienstchefs Jeshow) zu empfangen. Es bedurfte allerdings noch eines weiteren Treffens im Kreml (am 4. November), diesmal als Gespräch unter vier Augen, und eines Politbüro-Beschlusses, ehe Lugowoj und Genossen freikamen. Dann gab es noch ein groteskes Zwischenspiel, das Lugowoj in seinen Erinnerungen schildert. Jeshow, der sich plötzlich als beglückter Befreier gab, veranlass-

38 Glawlit = Abkürzung für Glavnoe upravlenie po delam literatury i izdatel'stv (Hauptverwaltung für Angelegenheiten der Literatur und der Verlage), die 1921 geschaffene zentrale Zensurbehörde.

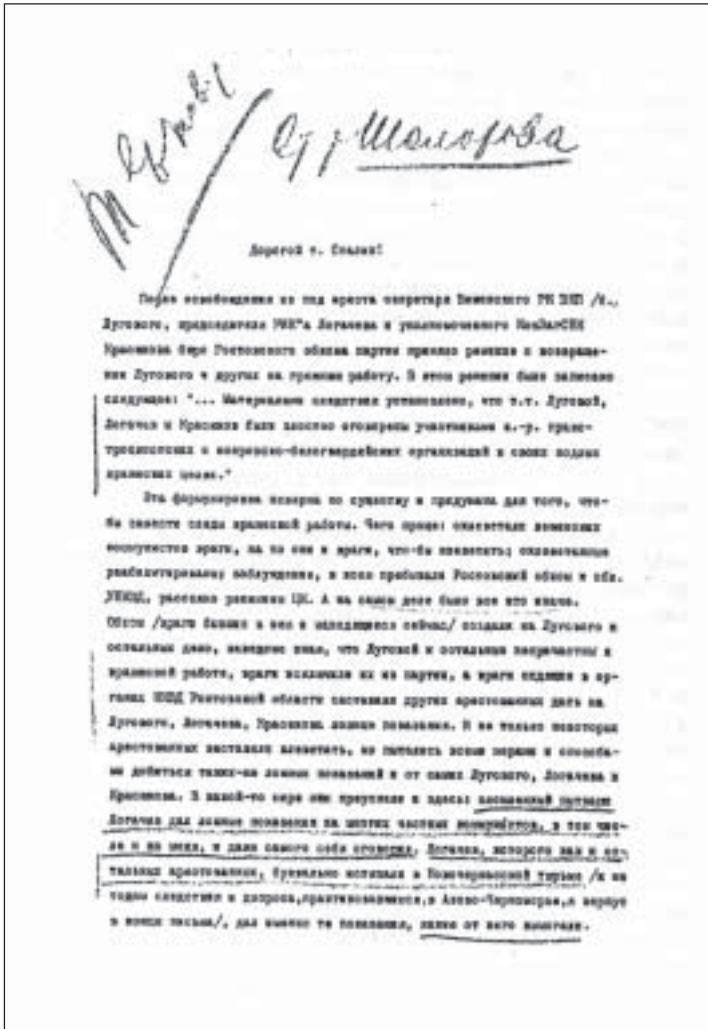
39 Zit. nach Valentin Osipov: *Tajnaža žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja chronika bez legend.* Moskau 1995. S. 167ff.

te, dass man den drei Entlassenen (Lugowoj, Logatschow und Krasjukow) Geld gab und ein Beauftragter mit ihnen durch Moskauer Geschäfte streifte, um sie neu einzukleiden. Ihnen wurden Hotelzimmer zugewiesen. Dann erklärte ihnen Jeshow, sie würden jetzt in Moskau, in seinem Apparat arbeiten, und man werde ihnen eine Wohnung zuweisen. Man zeigte ihnen Datschen von unlängst daraus vertriebenen Mietern, mit allem Mobiliar. Lugowojs Vermutung lautete: »Indem Jeshow uns in Moskau Arbeit anwies, nahm er Scholochow die Möglichkeit, der Bevölkerung des Wjoschensker Rayons wie auch des Gebietes zu beweisen, dass wir keine Feinde waren.«⁴⁰ Scholochow erreichte jedoch durch nochmalige Intervention bei Stalin, dass die drei Männer heimkehren und ihre frühere Tätigkeit wiederaufnehmen konnten. Die Ehefrau Scholochows, Maria Petrowna, hat später die bewegende Szene geschildert, wie die Heimkommenden von der ganzen Staniza begrüßt wurden, und wie man Scholochow dankte ...⁴¹

Eigentlich wäre es nach solchen Erlebnissen normal gewesen, wenn sich Scholochow eine Zeitlang in seine Privatsphäre und seine literarische Tätigkeit zurückgezogen hätte. Nichts von alledem! Er hatte offenbar das Bedürfnis, reinen Tisch zu machen und den Schuldigen die Rechnung zu präsentieren. Das war aller Ehren wert, doch es verriet auch, dass er sich etwas vormachte, denn die Hydra der stalinistischen Machtorgane war durch einige wenige Mutige nicht bezwingbar. So erging am 16. Februar 1938 erneut ein langer Brief des Schriftstellers an Stalin, wiederum mit reichhaltigem Tatsachenmaterial, das ihm seine Freunde aus leitenden Positionen des Rayon geliefert hatten. Scholochow rollt darin die Vorgänge vom Vorjahr noch einmal auf und beleuchtet eingehend die Rolle einzelner Gebietsfunktionäre, besonders des Mannes an

40 Pjotr Lugowoj: S krov'ju i potom. Iz zapisok sekretarja rajkoma partii. In: Michail Šolochov v vospominanijach, dnevnikach, pis'mach i stat'jach sovremennikov. Bd. 1: 1905–1940. Moskau 2005. S. 629.

41 Siehe Valentin Osipov: Tajnaja Žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja kronika bez legend. Moskau 1995. S. 171.



Anfang des Briefes Scholochows an Stalin vom 16. Februar 1938 mit Unterstreichungen und Randbemerkungen Stalins: »Gen. Jeshow« – »Vom Gen. Scholochow«.

[ÜBERSETZUNG DES ANFANGS DES BRIEFES
VOM 16. FEBRUAR 1938]

»Lieber Gen. Stalin!

Nachdem der Sekretär des Wjoschensker Rayonkomitees der KPdSU(B) Lugowoj, der Vorsitzende des Rayon-Exekutivkomitees Logatschow und der Bevollmächtigte des Erfassungskontors des Rates der Volkskommissare Krasjukow aus der Haft entlassen wurden, hat das Büro des Rostower Gebietskomitees der Partei beschlossen, dass Lugowoj und die anderen zu ihrer früheren Tätigkeit zurückkehren. In diesem Beschluss heißt es: ›... Untersuchungsmaterialien ergaben, dass die Genossen Lugowoj, Logatschow und Krasjukow von Angehörigen k<onterrevolutionärer> rechtstrotzkistischer und sozialrevolutionär-weißgardistischer Organisationen im Sinne von deren niederträchtigen feindlichen Zielen böseartig verleumdet wurden.«

Diese Formulierung ist völlig falsch und dient dazu, die Spuren feindlicher Tätigkeit zu verwischen. Scheinbar ist alles klar: Feinde haben die Wjoschensker Kommunisten verleumdet, das ist so ihre Art als Feinde; die Verleumdeten sind rehabilitiert; der Irrtum, in dem sich das Rostower Gebietskomitee und die Gebietsbehörde des NKWD befanden, ist durch den Beschluss des ZK annulliert. Doch in Wirklichkeit war alles ganz anders. Das Gebietskomitee (die Feinde, die sich heute noch dort befinden) hat gegen Lugowoj und die anderen ein Verfahren angezettelt, obwohl man sehr wohl wusste, dass Lugowoj und die anderen keinerlei Feindarbeit geleistet haben. Die Feinde haben sie aus der Partei ausgeschlossen, und die in den Organen des NKWD des Rostower Gebiets sitzenden Feinde haben andere Häftlinge gezwungen, über Lugowoj, Logatschow und Krasjukow falsche Aussagen zu machen. Und sie haben nicht nur einige Häftlinge zur Verleumdung gezwungen, sondern auch mit allen Mitteln und Methoden versucht, ebensolche falschen Aussagen von Lugowoj, Logatschow und Krasjukow selbst zu bekommen. In gewissem Maße hatten sie auch hier Erfolg: Der durch die Folter gebrochene Logatschow machte falsche Aussagen über viele ehrliche Kommunisten, darunter auch über mich, und sogar über sich selbst. Logatschow, den man wie die anderen Verhafteten im Gefängnis von Nowotscherkassk buchstäblich folterte (auf die Untersuchungs- und Verhörmethoden, die im Asow-Schwarzmeergebiet angewendet wurden, komme ich gegen Ende meines Briefes zurück), lieferte genau die Angaben, die man von ihm erpressen wollte.«

der Spitze des Gebietskomitees der Partei, Scheboldajew. Das Verhältnis zu diesem wird auf die Formel gebracht: »Wir hindern ihn daran, Schaden anzurichten, und er behinderte uns bei ehrlicher Arbeit.«⁴² In auffälliger Weise hatte der Mann Scholochow den gleichen Rat gegeben wie Stawski: Er müsse unbedingt die literarische Thematik wechseln und sich ins Lebensmilieu der Arbeiterklasse begeben, die bäuerliche Thematik sei passé. Die engsten Mitarbeiter Scheboldajews hätten derweil ganz offen davon geredet, »dass Scholochow ein Kulakenschriftsteller und ein Ideologe des konterrevolutionären Kosakentums sei.«⁴³ Nach der Ablösung Scheboldajews durch Jewdokimow habe man auf diesen große Hoffnungen gesetzt, doch alles sei in alter Weise weitergegangen. Er hätte Lugowoj angebrüllt: »Ihr habt euch in Wjoschenskaja eine Bohème geschaffen. Scholochow ist für euch das Alpha und Omega! [...] Soll doch Scholochow seine Bücher schreiben, Politik werden wir ohne ihn machen!«⁴⁴ Im weiteren berichtet Scholochow mit vielen Einzelheiten über die viele Tage sich hinziehenden Verhöre und Folterungen der verhafteten Rayonfunktionäre. Hier sei nur aus dem Abschnitt zitiert, in dem geschildert wird, wie man mit Lugowoj verfuhr, weil dies auch das Ausmaß der Gefahr für Scholochow selbst verdeutlicht: Wäre Lugowoj unter der Folter zusammengebrochen, hätte man von ihm schwer belastende Aussagen über den Schriftsteller erpressen können.

»Lugowoj wurde gleich nach seiner Verhaftung in eine Einzelzelle gesperrt. Ihn verhörten die Untersuchungsrichter Kondratjew, Grigorjew und Markowitsch. Die Methode, den Häftling zu zermürben, war die gleiche wie bei anderen, doch mit einigen Abweichungen. Man verhörte auch ihn mehrere Tage hintereinander. Er musste sich auf eine hohe Bank setzen, von der die Füße nicht den Boden erreichten, und durfte 40 bis 60 Stunden lang nicht aufstehen. Dann erlaubten sie ihm eine Atempause von zwei-drei Stunden und verhörten ihn erneut. Lu-

42 M. A. Šolochov: Pis'ma. Moskau 2003. S. 184.

43 Ebenda. S. 185f.

44 Ebenda. S. 191.

gowoj musste bis zu 16 Stunden vor dem Tisch des Untersuchungsrichters strammstehen. Zu den Variationen des Verhörs kann man auch zählen: Man spuckte ihm ins Gesicht und erlaubte ihm nicht, die Spucke abzuwischen, man bearbeitete ihn mit Fäusten und Füßen, warf ihm Zigarettenstummel ins Gesicht. Dann wurde zu einer verfeinerter Foltermethode übergegangen: Zuerst entfernte man die Matratze von seinem Bett und am nächsten Tag auch das Bettgestell aus der Einzelzelle. Um seine Lunge vor Erkältung zu schützen – da er nun auf nacktem Zementboden liegen musste (Lugowoj litt an Tuberkulose) – legte er sich einen Rutenbesen unter den Rücken. Da nahm man ihm auch den Besen weg. Danach brachte man in der gegenüberliegenden Zelle einen Mitarbeiter der Parteikontrollkommission, Grischin, unter, der im Gefängnis den Verstand verloren hatte. Bei dessen unaufhörlichen Klagen und Schreien war auch in den kurzen Stunden zwischen den Verhören keine Ruhe möglich. Doch da auch das nichts brachte, wurde Lugowoj in den Karzer gesperrt, und zwar einen ganz besonderen: die Wanzenzelle. Auf der an der Wand angebrachten Bettstatt wimmelte es, wie Lugowoj sagt, von Millionen Wanzen. Es war jedoch strengstens verboten, sich auf den Fußboden zu legen. Man musste dazu das Bett benutzen. Und die Beleuchtung in der Kammer war so raffiniert angelegt (abgeschirmtes Licht), dass es absolut unmöglich war, sich der Wanzen zu erwehren. Nach einem Tag war der ganze Körper mit blutigem Schorf bedeckt, der ganze Mensch wurde zu einer einzigen Schorffläche. In der Wanzenzelle musste Lugowoj eine ganze Woche bleiben, dann kam er erneut in eine Einzelzelle. Das Erpressen lügnerischer Aussagen, ›psychischer Druck‹ auf den Häftling wurde auch auf folgende Art erzeugt: In der Nacht kam der Untersuchungsrichter Grigorjew zu ihm in die Zelle und begann mit folgender Rede: ›Du wirst schon noch dein Schweigen brechen! Wir bringen dich zum Reden! Du bist uns ausgeliefert. Hat das ZK deine Verhaftung sanktioniert? Ja. Das heißt, das ZK weiß, dass du ein Feind bist. Und mit Feinden machen wir keine Umstände. Wenn du nicht redest und deine Komplizen nicht verrätst, brechen wir dir die Arme. Wenn das verheilt ist, brechen wir die Beine. Sind die Beine verheilt, kommen die Rippen dran. Du wirst Blut

urinieren und Blut scheißen! In deinem Blut wirst du zu meinen Füßen kriechen und um die Gnade des Todes bitten. Und dann werden wir dich töten! Wir werden in deine Akte schreiben, dass du verendet bist, und werden dich in eine Grube werfen.«⁴⁵

Scholochow beschließt diesen Abschnitt des Briefes mit der Forderung, dem »schändlichen Foltersystem« ein Ende zu machen. Er verweist auf die Verunsicherung der Bevölkerung durch den andauernden Terror: Von Bekannten habe er gehört, viele Kolchosbauern lebten »in einem Zustand ständiger ›Mobilisierungsbereitschaft‹, sie haben stets einen Vorrat an Zwieback und sauberer Wäsche für den Fall ihrer Verhaftung bei sich. Wozu soll das gut sein, Gen. Stalin? Hat nicht dieser Zustand dazu geführt, dass die gute Ernte des vorigen Jahres kaum eingebracht wurde, dass sehr viel Getreide auf dem Feld verdarb, [...] die Winterfurche nicht abgeschlossen wurde?«⁴⁶ Erneut verlangt Scholochow, dass Stalin zur Untersuchung der Vorgänge Schkirjatow in den Rayon entsendet. Dann heißt es noch: »In fünf Jahren habe ich mit Mühe nur ein halbes Buch zustande gebracht. Bei der in Wjoschenskaja herrschenden Lage war es unmöglich, produktiv zu arbeiten, das Leben überhaupt war unendlich schwer.«⁴⁷

Stalin entsprach dem Wunsch Scholochows und beauftragte Schkirjatow und einen weiteren Mann, die Tatbestände vor Ort zu untersuchen. Erwartungsgemäß wurde ihr Bericht vom 23. Mai 1938 der Problemlage überhaupt nicht gerecht. Funktionäre, die längst ihre Unglaubwürdigkeit gezeigt hatten, wurden von ihm als Kronzeugen der Wahrheit zitiert, und alle von Scholochow angeführten Tatsachen entweder rundweg bestritten oder heruntergespielt: Es habe bei den Verhaftungen nur »einzelne« Fehler gegeben, die inzwischen korrigiert worden seien; bei den Verhören sei keine Folter angewendet worden; seitens des NKWD habe es kein Kesseltreiben gegen Scholochow gegeben usw.

45 Ebenda. S. 199.

46 Ebenda. S. 202.

47 Ebenda. S. 202f.

Dementsprechend wurden nur vereinzelt personelle Konsequenzen gezogen.

Dafür folgte die Rache der regionalen Funktionärsclique auf dem Fuße – und daraus ergab sich ein weiterer Akt des Dramas im Kampf Scholochows mit den Mächtigen.

Im September 1938 beginnt die abenteuerliche Geschichte des ehemaligen Tschekisten Iwan Pogorelow, der vom Geheimdienst dazu ausersehen wurde, Scholochow endlich als »Konterrevolutionär« zu überführen, um ihn tot oder lebendig zur Strecke zu bringen.⁴⁸

Pogorelow wurde in die Gebietsbehörde des Geheimdienstes nach Rostow am Don bestellt, wo der Chef Gretschuchin ihm eröffnete, man habe ihn für einen »sehr wichtigen Auftrag« ausersehen, der »von den Genossen Stalin und Jeshow« ausgehe und höchste Geheimhaltung verlange: »Sie kennen ja den Schriftsteller Scholochow [...] Wir wissen, dass Sie ein sehr gutes Verhältnis zu ihm haben, doch ich muss Ihnen mitteilen, dass unsere Ermittlungen eindeutig ergeben haben, dass Scholochow einen Aufstand der Kosaken am Don, Terek und Kuban gegen die Sowjetmacht vorbereitet.« Lugowoj, Logatschow und Krasjukow, Scholochows Freunde, wurden natürlich erneut als Mitbeteiligte genannt. Es gehe jetzt darum, »unseren Mann zu Scholochow zu schicken, damit dieser sein Vertrauen erwirbt und alle ihre Verbindungen im In- und Ausland aufdeckt«. Wenn Pogorelow nur die geringsten Zweifel habe, könne er den Auftrag nicht übernehmen. Dieser kam sofort zu dem Schluss, dass das Ganze »eine Provokation« sei, von örtlichen Funktionären ausgeheckt. Er überlegte daher fieberhaft, wie er aus der Affäre herauskommen könne, spielte zunächst auf Zeit und übernahm dann zum Schein den Auftrag – mit dem Vorsatz, Scholochow möglichst umgehend zu warnen. Dies gelang, da der Schriftsteller sich mit Lugo-

48 Die Erinnerungen Pogorelows sind unter der Überschrift: »[Wie Michail Scholochow als »Konterrevolutionär« überführt werden sollte]« leicht gekürzt in meiner Übersetzung in der Zeitschrift Kultursoziologie. Aspekte – Analysen – Argumente (Berlin (2006)2. S. 63ff.) abgedruckt. – Hier werden sie nur auszugsweise wiedergegeben.

woj gerade in Rostow aufhielt. Man verabredete, dass Pogorelow möglichst umgehend an das ZK der Partei schreiben müsse, und Scholochow wurde angeraten, Wjoschenskaja vorerst zu verlassen. Auf abenteuerlichen Wegen gelangte Pogorelow nach Moskau, wo er mit Scholochow zusammentraf. Fast drei Wochen vergingen, ehe man sie [Pogorelow zufolge am 4. November, nach dem Besucherbuch im Vorzimmer Stalins jedoch am 31. Oktober 1938] in den Kreml einlud. Dort traf man bei Stalin mit der ganzen Kamarilla aus Rostow zusammen, und auch Jeshow und das Politbüro fanden sich im Sitzungszimmer ein. Stalin machte von Anfang an, Pogorelow zufolge, einen Unterschied in der Behandlung der beiden Seiten, er zeigte, dass er auf der Seite Scholochows stand, ließ sich von Pogorelow ausführlich berichten und stellte die Rostower Funktionäre als Lügner bloß. Zu Jeshow habe er unmutig geäußert: »Wie oft habe ich gesagt und gewarnt, dass unsere besten Menschen misshandelt werden, doch Sie unternehmen nichts, um mit dieser Schweinerei Schluß zu machen!« Beim Abschied habe er zu Pogorelow gesagt, es sei gut, dass er nicht den Mut verloren habe, »sonst hätten sie Sie verschwinden lassen und beseitigt.«

Dies war natürlich, wenn man will, ein Höhepunkt Stalinschen Ränkespiels, der Doppelbödigkeit seiner Politik. War es eine glänzend gespielte Komödie (oder eher eine Farce, mit Jeshow als Mitspieler), oder sorgte das gegenseitige Respektverhältnis mit Scholochow für die nötige Portion Aufrichtigkeit? Jedenfalls feierte die Undurchschaubarkeit des Mannes an der Spitze des Sowjetstaates hier einen ihrer Triumphe! Der Effekt des Ganzen war jedenfalls, dass sich tödliche Intrigen der beschriebenen Art im Leben Scholochows dann nicht wiederholten.

Es ist noch eine wichtige Begegnung zwischen Scholochow und Stalin zu ergänzen – die letzte in der Reihe derer, die die Besucherkladde Poskrebyschews im Vorzimmer des Kremlchefs verzeichnet: nämlich am 23. August 1940, zu nächtlicher Stunde, u. a. im Beisein des berüchtigten Berija als neuem Geheimdienstgewaltigen. Sie wird in einer neueren Publikation beschrieben: Scholochow »wollte Stalin über die Lage der Kosaken berichten. Nach Rücksprache Stalins mit dem Sekretär des Parteikomitees von Rostow wurde Scholochows Bitte entsprochen, die



Eintrag aus der Besucherkladde im Vorzimmer Stalins im Moskauer Kreml vom 31. Oktober 1938 (wo über die von Pogorelow zu Fall gebrachte Aktion gegen Scholochow verhandelt wurde) mit folgenden Namen und den Anwesenheitszeiten: 1. Malenkow, 2. Molotow, 3. Frinowski, 4. Isakow, 5. Kaganowitsch, M. M., 6. Kaganowitsch, L. M., 7. Berija, 8. Jeshow, 9. Scholochow, 10. Pogorelow, 11. Lugowoj, 12. Gretschuchin, 13. Schtschaweljew, 14. Kogan, 15. Ludischtschew. Am Schluß der Vermerk: Die Letzten gingen um 19.20 h.

Verschuldung der Kolchosen zu streichen. Auf Grund der Dürre und des starken Schädlingsbefalls gingen die Saaten auf 8.400 von 31.000 ha ein. Am 19. November fassten das Politbüro des ZK der KPdSU(B) und der Rat der Volkskommissare den Beschluß, die Verschuldung der Kolchosen im Weschensker Gebiet aufzuheben und die Abgabennormen zu senken.« Darüber hinaus habe sich Scholochow erneut »bei Stalin für zu Unrecht verhaftete Funktionäre eingesetzt. Damit aber war er zu weit gegangen.« Im November des gleichen Jahres teilte Berija Stalin mit, Scholochow sei falsch informiert worden, die Verurteilten seien zu Recht exekutiert worden. Eine nochmalige Bitte Scholochows an Stalin, ihn zu empfangen, wurde von Stalin nach anderthalb Jahren Wartezeit durch seinen Sekretär abschlägig beantwortet.⁴⁹ In der zitierten Publikation wird auch der Fall des Sohnes von Andrej Platonow erwähnt, der als Sechzehnjähriger unter der Beschuldigung »Führer einer faschistischen Jugendorganisation« zu sein, am 4. Mai 1938 verhaftet wurde.⁵⁰ Hier ist zu ergänzen, dass es wiederum Scholochow war, dem es gelang, die Freilassung des jungen Mannes (die 1941 erfolgte) zu erwirken und damit dem ihm nahestehenden Schriftstellerkollegen einen echten Freundschaftsdienst zu erweisen. (Allerdings verstarb der Sohn schon 1943 an Tuberkulose, die er sich während der Haft zugezogen hatte).⁵¹

49 Siehe Wladislaw Hedeler/Nadja Rosenbaum: 1940 – Stalins glückliches Jahr. Berlin 2001. S. 122f.

50 Siehe ebenda. S. 61.

51 Siehe Pia-Susan Berger: Andrej Platonov. Der Roman »Sčastlivaja Moskva« im Kontext seines Schaffens und seiner Philosophie. München 1999. S. 33f.

4. Gab es »Gegenleistungen« Scholochows für Stalins Hilfe?

Scholochow hätte, so könnte man meinen, allen Grund gehabt, sich bei Stalin für dessen erwiesene Hilfe bei der Durchsetzung seiner literarischen Werke sowie dessen rettendes Eingreifen im Interesse der hungernden Bevölkerung und der vom Terror heimgesuchten Funktionäre wie auch der eigenen Person nicht nur in Worten, sondern mit Taten zu bedanken. Dem Zeitgeist entsprechend hätte dies in Gestalt einer rühmenden Darstellung des Machthabers in einem literarischen Werk geschehen können. Ist dies der Fall? In »Neuland unterm Pflug« (I) gibt sich der Kolchos in Gremjatschi Log, dem Handlungsort des Romans, den Namen »J. W. Stalin« – eine Episode, die der Autor in den 1960er Jahren getilgt hat. Und in der Romanhandlung spielt der Artikel Stalins »Vor Erfolgen vom Schwindel befallen«, der am 2. März 1930 in der »Prawda« erschien, eine wichtige Rolle, weil durch ihn bestimmte Überspitzungen bei der Kollektivierung korrigiert wurden. Das heißt, er bewirkt zunächst gewisse Turbulenzen im Kolchosdorf, gräbt aber auch Plänen der Konterrevolution das Wasser ab und ebnet (vorerst) den Weg zu einer ruhigeren Entwicklung. Dies kann man wohl kaum als huldigende Reverenz gegenüber dem Diktator deuten, denn es entspricht der zäsurschaffenden Rolle des Stalin-Artikels im historischen Gang der Ereignisse – und der historischen Wahrheit fühlte sich der Romancier Scholochow hier wie auch im »Stillen Don« verpflichtet. Wladimir Wassiljew, Herausgeber und Kommentator der jüngsten Edition der Gesammelten Werke Scholochows, spricht dem erwähnten Stalin-Artikel strategische Bedeutung zu: Er habe in einer sehr angespannten Situation, in der sich wegen des forcierten Kollektivierungskurses auf dem Lande viel Zündstoff angesammelt hatte und Aufstände drohten, deeskalierend gewirkt. Und von daher deutet er auch die Editions-geschichte von Teilen des »Stillen Don« sowie des ersten Teils von »Neuland unterm Pflug« neu. Aus dem »Stillen Don« standen 1930 gerade

jene Kapitel zum Druck an, in denen Ereignisse im Vorfeld des Donaufstands 1919 geschildert wurden – und im Kollektivierungsroman wurde gleichfalls die sich durch »Überspitzungen« anheizende Situation in den Kosakendörfern dargestellt. Wassiljew: »In den Ereignissen der Kollektivierung wiederholte sich gleichsam die Geschichte, und alles das, was Scholochow als junger Mann von vierzehn/sechzehn Jahren durchlebt hatte, bot sich den Augen des erfahrenen Künstlers nun erneut dar und mischte sich nachdrücklich in den womöglich schon feststehenden Plan für den dritten Band des ›Stillen Don‹ ein ...«⁵² Und umgekehrt: Das Jahr 1919 warnte vor den Folgen von Zuspitzungen im Jahre 1930. Aus diesem wechselseitigen Zusammenhang erklärt sich, dass Scholochow nicht nur die *gleichzeitige* Publikation beider Werke in der Zeitschrift »Oktjabr« wünschte, sondern sogar den jeweiligen *Umfang* des Kapitel für Kapitel erfolgenden Abdrucks beider Werke vorgab. Es sollte deutlich werden, so Wassiljew, dass in beiden Werken das gleiche Kardinalproblem, nämlich das Verhältnis zur Bauernschaft, insbesondere zu den Mittelbauern, zur Sprache kam.⁵³

Allein dies zeigt, dass es Scholochow im Roman »Neuland unterm Pflug« nicht vordergründig um eine Gefälligkeit gegenüber dem Machthaber, sondern um Dinge von weit größerem Gewicht ging. Das Konzept des Romans hatte durchaus mit der in den 1930er Jahren unter der Stalinschen Führung verfolgten Gesellschaftsstrategie zu tun, aber keinesfalls im Sinne einer opportunistischen Anpassung an aktuelle Losungen. Beachten wir einige Zeichen, die durch herausragende Figuren des Romans gesetzt werden. Da haben wir als auffällige Erscheinung den Makar Nagulnow, Sekretär der Parteizelle in Gremjatschi Log. Erinnert er nicht ein wenig an Don Quichote? Er wird als ein »großer, gradschultriger Mann« vorgestellt, dessen nach außen gekrümmte Beine den geübten Reiter verraten. Weiter heißt es: »Seine nicht auffällige, aber ein-

52 M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 5. Moskau 2001. S. 294.

53 Siehe ebenda. S. 302.

prägsame männliche Erscheinung hätte schön genannt werden können, wenn nicht der raubtierartige Schnitt der Nasenflügel an der kleinen Habichtsnase und der trübe Schleier auf den Augen gewesen wären.«⁵⁴ Das ist das Bild eines Asketen und eines leicht aufbrausenden, zu Affekthandlungen neigenden Charakters. Der »Schleier« auf den Augen (diese spielen in Scholochows Charakterporträts häufig eine signalgebende Rolle) deutet zugleich auf eine Störung in seinem Wirklichkeitsverhältnis, und dies zeigt sich bald, denn Nagulnow hängt wie sein großer literarischer Vorgänger *Trugbildern* nach – vor allem dem der *Weltrevolution*. Er erwartet diese sehnsüchtig und sitzt in den Nächten über einem Wörterbuch, um für den Tag, wo die Revolution die britische Insel erreichen wird, schon mal die englische Sprache zu erlernen. »Ich lebe für die Weltrevolution, an sie allein denke ich, auf sie allein warte ich« (S. 156), erklärt er seinem Genossen Dawydow. Darauf kann dieser nur antworten: »Du lebst wie im Traum, Makar!« (S. 157) Der in ihrem radikalen Handeln mitunter abschreckenden, doch dann wiederum auch tragikomischen Figur Nagulnows steht im Roman eine andere, eher unauffällige gegenüber – die des ehemaligen Rotarmisten Maidannikow, der sich als erster aus der Mittelbauernschaft entschließt, Mitglied des Kolchos zu werden. Der Erzähler sagt von ihm nur, dass er »mittelgroß« (S. 90) sei, als er in der Dorfversammlung vortritt, um seine Entscheidung zu begründen. Und da rechnet er den Anwesenden genau vor, weshalb er sich vom Kolchos ein höheres Lebensniveau als in seinem bisherigen einzelbäuerlichen Dasein verspricht. Die sozialistische Zukunft ist für diesen Mann keine Chimäre, sondern eine erreichbare Realität. Später können wir Einblick in seine Nachtgedanken nehmen. Die sind gar nicht fröhlich, denn es fällt Maidannikow schwer, Pferd und Kuh in die Betreuung des Kolchos abzugeben. Da schweiften seine Gedanken in die Ferne, nach Moskau und hinaus in die Welt, zu den Arbeitern im Westen. Diese möchte er in tiefem Groll fragen, warum man vergeblich

54 Michail Scholochow: *Neuland unterm Pflug*, Berlin 1952. S. 19. Die weiteren Zitatnachweise im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

auf ihre Revolution warten musste. »Seid ihr blind, könnt ihr nicht über die Grenze herübersehen, wie schwer es uns wird, die Wirtschaft aufzubauen? Welche Not wir dulden, wie wir halbnackt herumlaufen, wie wir mit zusammengebissenen Zähnen arbeiten? Ihr werdet euch schämen, euch hinterher an den gedeckten Tisch zu setzen, wenn wir das Schwerste schon hinter uns haben ...« (S. 186) Das Warten auf die Weltrevolution, auf Westeuropa – nur noch ein Ärgernis! An seine Stelle tritt die Besinnung auf die eigenen, wenn auch geringen Kräfte.

Maidannikows Position, vom Autor offenbar mit Sympathie dargestellt, bildet den erklärten Gegensatz zu weltrevolutionärer Romantik, sie bedeutete, aus Einsicht in die Lage der Dinge, volles Engagement für den »*Sozialismus in einem Lande*«. Für dieses Konzept stand Jossif Stalin. Mochte der Weg Sowjetrusslands noch so schwer sein – jetzt wurde nicht mehr auf andere gewartet, sondern mit Entschlossenheit das Ziel eines besseren Lebens im eigenen Land angesteuert.⁵⁵ Diese Orientierung gab der Politik Stalins einen *vaterländischen* Akzent – und von daher gewann sie für Schriftsteller verschiedener Orientierungen akzeptable Züge. Ralf Schröder schreibt z. B. über Michail Bulgakow: »Einen Abgesang der russischen weltrevolutionären Träume durch die Utopie vom ›Sozialismus in einem Land‹ hatte Bulgakow begrüßt. Er sah darin den möglichen Beginn eines eigenständigen evolutionären Prozesses nationaler Selbstfindung, für den er sich seit seiner Übersiedelung nach Moskau 1921 unbeirrt eingesetzt hatte.«⁵⁶ Daher hielt es er es auch für möglich,

55 In der Biographie Issak Deutscher heißt es: »Der Wunsch nach einer langen, möglichst langen Ruhepause, in der keine gefährlichen Experimente mehr zu machen waren, wurde das Leitmotiv der russischen Politik. Der ›Sozialismus in einem Lande‹ [...] schien die Erfüllung dieser Hoffnung in sich zu bergen. Auf der anderen Seite lag allein schon in den Worten ›Permanente Revolution‹ und damit auch in der Person Trozki die nachdrückliche Warnung an eine erschöpfte Generation, dass es für die Dauer seines Lebens keinen Frieden und keine Ruhe mehr erhoffen dürfe.« (Isaak Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie. Augsburg 1997. S. 378).

56 Winfried Schröder: Ralf Schröders Leben und Werk. Bd. 2: Vom Reifen der Alternativen. Ralf Schröders Lesarten der russischen und sowjetischen Literatur. Leipzig 2003. S. 221.

ein »Lehrbuch der Geschichte der UdSSR« für sowjetische Grundschulen zu entwerfen, er arbeitete daran von März bis Juni 1936.⁵⁷

Für die Verwirklichung des bezeichneten Kurses stritt Scholochow, wie oben ausgeführt, auch im realen Leben, als er wirtschaftlichem Unverstand und politischer Willkür durch seine mehrfache Intervention bei Stalin entgegentrat. Sein Roman »Neuland unterm Pflug« war nicht den Verdiensten einer einzelnen Person, sondern den Kämpfen und Lebensmöglichkeiten auf einem neuen historischen Weg gewidmet; eher wurde der Herrscher durch die hoffnungsvolle Botschaft des Werkes in die Pflicht genommen.

Wenige Jahre später setzte der vom faschistischen Aggressor aufgezwungene Krieg neue Themen, neue Anliegen und Probleme auf die Tagesordnung. In Moskauer Literatenkreisen wurde erzählt, dass Stalin den Schriftsteller gedrängt habe, einen großen Roman (dem »Stillen Don« vergleichbar) über den Großen Vaterländischen Krieg zu schreiben, und es lag nahe, daraus zu schlussfolgern, dass der Mächtige seine Feldherrenrolle in diesem Roman gewürdigt sehen wollte. Doch zunächst gab es eine Episode um eine Erzählung, für die Stalin dem Schriftsteller selber den Stoff geliefert hatte. Scholochow gab die Geschichte, die im Bürgerkrieg, an der Front von Zarizyn spielt, eines Abends im befreundeten Literatenkreis (vermutlich 1951) zum besten. Hier ist sie – in der vom damaligen Sekretär Scholochows, Fjodor Schachmagonow, wiedergegebenen Fassung:

»Bei Zarizyn besichtigte Stalin die von roten Kosaken verteidigten Stellungen. Unweit der vordersten Linie traf er einige Kosaken bei einer seltsamen Beschäftigung. Mehrere rote Kosaken standen um einen jungen weißgardistischen Kosaken herum, der bäuchlings auf der Erde lag und alle Viere von sich streckte. Er biss in die Erde und schluckte sie hinunter. Die roten Kosaken, alle bärtig, legten auf ihn an und fuchtelten mit den Peitschen herum. Stalin wollte wissen, was da vorgeht. Damals

57 Siehe ebenda. S. 222f.

kannte ihn kaum einer vom Aussehen. Man riet ihm, sich nicht in Kosakendinge einzumischen. Stalin stellte sich vor, doch man wollte nicht glauben, dass man es mit dem allerhöchsten Befehlshaber in Zarizyn zu tun hatte. Irgendjemand sprach sogar von einem ›Jüdchen‹. Inzwischen kamen Kommandeure der Kosaken hinzu, die Sachlage wurde geklärt. Stalin wurde aufgeklärt, dass seit altersher diejenigen, die am Don Kosakenland in Besitz nehmen wollten, reichlich mit Erde gefüttert wurden.

Stalin sagte, dass man hier einen Kosaken mit Erde füttere, die auch ihm gehöre. Er veranlasste, dass der Kosak aufstehen und seiner Wege gehen konnte. Mochte er doch zu den Seinen zurückkehren. Es ist Kosakenland, sie werden selber ihre Schlüsse ziehen.

Der Gefangene wollte nicht gleich glauben, dass man ihn freiließ. Er bat darum, ihm, wenn man ihn erschießen wolle, nicht in den Rücken zu schießen. Stalin versicherte ihm, dass niemand die Absicht habe, ihn zu erschießen. Der Mann wurde zum vordersten Graben geführt und mit einem Stoß in den Rücken verabschiedet. Er ging, ohne sich umzublicken, etwa fünfzig Schritte, da riss er sich plötzlich die Mütze vom Kopf, zerstampfte sie mit den Füßen und kam zurückgelaufen.

Stalin schloss seine Erzählung mit den Worten: ›Er hat jetzt das Kommando über eine Armee, nicht als weißer Kosak, sondern als roter Armeekommandeur.«⁵⁸

Die Erinnerungen Schachmagonows, eines Mannes mit literarischem Talent, geben an anderer Stelle mit seltener Anschaulichkeit die Atmosphäre der Nachkriegsjahre in Moskauer Literatenkreisen wieder, wo alles rigoros durchkontrolliert war, Pseudoliteraten Stalinpreise einheimsten und kritische Äußerungen über die literarischen »Generäle« an der Spitze des Schriftstellerverbandes entweder unterdrückt oder als politische Intrige verdächtigt wurden. Da überdies der Stalin-Kult in höchster Blüte stand, erzeugte allein der mündliche Vortrag der geschilderten Sta-

58 Fedor Šachmagonov: *Bremja »Tichogo Dona«*. (Glavy iz knigi). In: Michail Šolochov *v vospominanjach, dnevnjakach, pis'mach i stat'jach sovremennikov*. Bd. 2: 1941–1984. Moskau 2005. S. 179f.

lin-Episode (Schachmagonow betont, dass dies natürlich mit unübertrefflicher Scholochowscher Erzählkunst geschehen sei) einen Wirbel von Vermutungen: Die Redaktion der »Prawda« und selbst der Geheimdienst (im Auftrag höherer Kreise) wollten wissen, ob Scholochow die Erzählung bereits geschrieben habe und zu veröffentlichen gedenke. Die einen wünschten, die anderen fürchteten dies, denn mit dem doppelten Gewicht eines brandaktuellen Werkes aus der Feder Scholochows und Stalin als Hauptfigur hätte die Erzählung in der damaligen ärmlichen Literaturlandschaft erhebliches Furore verursacht und damit – so deutete es Scholochow selber – die Machtbalance unter den führenden Leuten in der Literatur gefährdet. Denn es stand die Frage im Raum: Drängte es Scholochow auf der Woge eines neuen literarischen Erfolges an die Spitze des Schriftstellerverbands? Die Art, wie er andere Verbandsverpflichtungen (etwa als Redaktionsmitglied bei der Zeitschrift »Nowyj mir«) wahrnahm, sprach dagegen, denn sein notorisches Fehlen bei Sitzungen wurde mehr als einmal gerügt. Und in der Tat: Scholochow (so übermittelt es Schachmagonow) winkte ab und äußerte, dass er die Erzählung zu seinem literarischen Ruhm ebenso wenig brauche wie einen Machtkampf in der Schriftstellerwelt. Es drängte ihn nicht zur Macht, daher blieb die Erzählung ungeschrieben.⁵⁹ Dabei hätte ihn, wie er gestand, der Stoff durchaus gelockt – nicht Stalins wegen, sondern weil ihn die Figur des kosakischen Überläufers reizte: »Der ist schon mächtig interessant! Ich sehe ihn direkt vor mir, wie er die Mütze mit den Füßen zertrampelt. Es hat ihn umgehauen, weil er nicht glauben konnte, dass man ihm nicht in den Rücken schießt. Da hat sich seine Seele verwirrt, und der ganze Mensch erfuhr einen Umbruch.«⁶⁰ In diesem Detail haben wir den ganzen Scholochow: Nicht die Ikone der Macht interessierte ihn, sondern der Charakter eines Mannes aus dem Volke. Und Stalin selbst? Hatte er dem Schriftsteller die Episode in der Absicht erzählt, sich in einem Akt von menschlicher Großmut darge-

59 Siehe ebenda. S. 185.

60 Ebenda. S. 191.

stellt zu sehen? Scholochow stritt dies entschieden ab und betonte im Gespräch mit seinem Sekretär: »Stalin begreift man bei uns entweder überhaupt nicht, oder man hat von ihm ein entstelltes Bild. Doch so einfach ist er nicht! Angenommen, ich hätte die Erzählung geschrieben [...] Wie hätte ich dann vor ihm dagestanden? Er hätte wahrscheinlich gar nichts gesagt, sondern mich nur mit seinen Tigeraugen angesehen und in sich hineingelächelt: Nun hat sich auch Scholochow dem Chor der Schmeichler zugesellt! Kriechern versagt man den Respekt!«⁶¹

Anders verhielt es sich offenbar mit dem Roman. Hierzu habe Scholochow selbst geäußert – so der Bericht seines Sekretärs: »Er [Stalin] erwartet von mir einen Roman über den Krieg. Jeder Mensch hat im Leben seine Sternstunde. Seine Sternstunde war der Sieg in einem Kriege, wie ihn die Geschichte bisher nicht kannte.« Und auf die Rückfrage, ob es sich bei dem in Rede stehenden Werk um »Sie kämpften für die Heimat« handle, habe Scholochow ihm erzählt, wie aus diesem Werk, das ursprünglich nur als größere Fronterzählung (russ. Powest) gedacht war, das Konzept eines Romans wurde. Bald nach Kriegsende sei in der Moskauer Zeitschrift »Snamja« der Artikel eines amerikanischen Literaturkritikers⁶² erschienen, in dem dieser (bei einem Vergleich Hemingways, Dreisers und Remarques mit Scholochow) Überlegungen angestellt habe, ob eine große Epopöe über den Zweiten Weltkrieg möglich sei. Der Verfasser hielt Scholochow für den einzigen, der ein solches Werk schaffen könnte. Daraufhin habe Stalin den Schriftsteller zu sich bestellt, ihm im Beisein Malenkows (Politbüromitglied) den Artikel zu lesen gegeben und ihm erklärt, dass er von ihm das in Rede stehende große Werk erwarte. Scholochow habe zu bedenken gegeben, dass er

61 Ebenda.

62 Die Bibliographie verzeichnet in »Znamja« (Moskau (1945)9) einen Artikel unter dem transkribierten Namen È. Ch. Sténli (= Stanley?) mit dem Titel »Novaja ›Vojna i mir‹. (Razmyslenie)« [»Ein neuer ›Krieg und Frieden‹. Eine Betrachtung«] (siehe Michail Aleksandrovič Šolochov. Biobibliografičeskij ukazatel' proizvedenij pisatelja i literatury o žizni i tvorčestve. Moskau 2005. S. 236).

die genannte Powest noch nicht abgeschlossen habe, worauf Stalin erwidert habe, diese könne ja als Teil in den großen Roman eingehen.⁶³

Obwohl diese Episode in anderen Quellen, zumindest was den Zeitpunkt angeht, nicht bestätigt wird,⁶⁴ kann man wohl von ihrer Authentizität ausgehen. Fraglich ist hingegen eine Textstelle in dem ansonsten auf gründlichen Recherchen basierenden Buch von Ossipow, wonach ein Außenredakteur – als man in den von Scholochow vorgelegten Kapiteln die hohe Person vermisste – willkürlich eine entsprechende Episode in den Text eingefügt haben soll.⁶⁵ Auf jeden Fall bereitete man dem Schriftsteller – sowohl in den letzten Lebensjahren Stalins als auch unter seinen Nachfolgern – bei der Erarbeitung und Publikation einzelner Teile des Romans »Sie kämpften für die Heimat« unausgesetzt Schwierigkeiten. Das begann im Jahre 1950 damit, dass ihm der Zugang zum Archiv des Generalstabs verweigert wurde, wo er sich mit Materialien von der Schlacht um Stalingrad bekannt machen wollte (dieser Teil des Romans blieb daher ungeschrieben), und reicht bis in die Jahre 1968/1969, wo ein von Scholochow eingereichter neuer Text lange Zeit ungelesen bei Leonid Breshnew lag und der Chefredakteur der »Prawda« sich über den Text entsetzt zeigte, weil darin Erinnerungen einer Romanfigur an Lagerhaft zu lesen waren. Die »Prawda« besaß dann die Unverschämtheit, den betreffenden Romanausschnitt, ohne den Autor zu fragen, mit erheblichen Kürzungen und anderen

63 Siehe ebenda. S. 192f.

64 Es ist vielmehr davon die Rede, dass Stalin den Schriftsteller nach dem Erscheinen seiner Erzählung »Schule des Hasses« (am 22. Juni 1942 in der »Prawda«), in der es (ähnlich wie später im »Menschenschicksal«) um Erfahrungen eines zeitweilig in deutsche Gefangenschaft geratenen sowjetischen Leutnants ging, zu sich bestellt habe, um ihm die Notwendigkeit eines Romans über den noch andauernden Krieg klarzumachen (siehe Valentin Osipov: *Tajnaja Žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja chronika bez legend.* Moskau 1995. S. 235f. – Siehe ferner die von Wladimir Wassiljew verfaßte Chronik in M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij.* Bd. 9. Moskau 2002. S. 364).

65 Siehe Valentin Osipov: *Tajnaja Žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja chronika bez legend.* Moskau 1995. S. 271.

groben redaktionellen Eingriffen zu drucken, so dass Scholochow fortan lieber auf weitere Veröffentlichungen verzichtete.⁶⁶ Alles dies führte – neben Problemen, die wahrscheinlich auch mit dem ästhetischen Konzept des Romans zu tun hatten⁶⁷ – dazu, dass der Roman unvollendet blieb und die veröffentlichten Teile sich nicht recht zu einem Ganzen zusammenfügen.

Jedenfalls – sollte Stalin erwartet haben, sich selbst in dem Roman über den Großen Vaterländischen Krieg gewürdigt zu sehen, so wurde er enttäuscht.⁶⁸ Scholochow rückte eine ganz andere herausragende Gestalt in den Vordergrund – den General Andrej Strelzow, Bruder eines jener einfachen Soldaten, die der Autor bei schweren Abwehrkämpfen gegen den faschistischen Aggressor zeigt. Strelzow geht auf eine authentische Person aus der von Stalin gemaßregelten und größtenteils vernichteten sowjetischen Generalität zurück: Generalleutnant Michail Lukin (1892–1970), einst Spanienkämpfer, 1941 Befehlshaber der 19. Armee, geriet bei einer Einkesselung als Verwundeter in faschistische Gefangenschaft, wo er vier Jahre verbringen musste, danach kam er in sowjetische Lagerhaft. Scholochow hatte sich für die vollständige Rehabilitierung Lukins eingesetzt, und den Gesprächen mit ihm entnahm er viel Stoff für seinen Roman. Doch was er von Lukin erfuhr und mit ihm disku-

66 Siehe Anmerkungen von Wladimir Wassiljew in M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 7. Moskau 2001. S. 348ff.

67 Die vor Jahren dazu geäußerten Überlegungen von Nyota Thun sind nach wie vor relevant, auch wenn der Verfasserin die die Arbeit behindernden äußeren Faktoren damals nicht bekannt waren (siehe Nyota Thun: *Krieg und Literatur*. Berlin 1977. S. 59ff. und 53f.).

68 Allerdings war Scholochow auch weit davon entfernt, die herausragende Rolle Stalins im Krieg zu negieren. Wassiljew verweist auf ein Interview aus dem Jahre 1970, wo er sagte, dass er im Roman die Tätigkeit des Oberkommandos streifen müsse. Er sei in diesem Punkt ganz der Meinung Marschall Shukows: Man dürfe Stalins Rolle nicht herunterspielen (siehe M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 7. Moskau 2001. S. 352). – Šolochows Tochter Swetlana erinnert sich, dass die Memoiren Shukows gegen Ende seines Lebens Scholochows Lieblingslektüre waren (siehe S. M. Šolochova: *K istorii nenapisannogo romana*. In: *Šolochov na izlome vremeni*. Moskau 1995. S. 108).

tierte, gab gewissen Romankapiteln eben jene kritische Note, die hochgestellte Persönlichkeiten und Zensoren der Breshnew-Zeit für nicht publizierbar hielten.

Natürlich war von einer Erzählung wie »Ein Menschenschicksal«, die an der Jahreswende 1956/1957, also direkt zur »Tauwetter«-Zeit, erschien, am allerwenigsten ein apologetisches Stalin-Bild zu erwarten. Im Gegenteil: Die Gestalt Andrej Sokolows, deren Schicksal in aller Welt mit Bewegung aufgenommen wurde, konnte als Rehabilitierung all jener betrachtet werden, die unter Stalin allein wegen deutscher Gefangenschaft gemäßregelt wurden. Zwar wurde der Autor später von Landsleuten kritisiert, weil er seinem Helden den in der sowjetischen Realität so gut wie unvermeidlichen Weg in die Lagerhaft ersparte, doch er hatte mit Sokolow unzähligen anderen gleichsam die in der Nachkriegsöffentlichkeit beschädigte Würde zurückgegeben! (Im Ansatz war dies bereits in der am 22. Juni 1942 in der »Prawda« abgedruckten Erzählung »Schule des Hasses« geschehen, die auf dem authentischen Fall eines Offiziers fußt, dem die Flucht aus einem deutschen Gefangenenlager gelang). In Gesprächen mit dem Sohn Michail (die dieser neuerdings in einem Buch wiedergibt) beantwortete Scholochow den Vorwurf seiner Kritiker, er habe bestimmte *Wahrheiten* über das schlimme Los, die Erniedrigung der aus Gefangenschaft heimkehrenden sowjetischen Soldaten ignoriert, mit dem emphatischen Bekenntnis zu einer den Menschen »erhebenden« Wahrheit.⁶⁹ In der Tat: Die Darstellung von Verhältnissen, in denen der Mensch ganz zum Spielball fremder Mächte wird, wo er erniedrigt und gepeinigt ist, war seine Sache nicht. Die Kategorie der Entfremdung gehörte nicht zur Ästhetik seines literarischen Werks. Selbst im deutschen Kriegsgefangenenlager, wo die fremde Gewalt wahrhaft übermächtig (und anonym) war, führt er seinen Sokolow in eine (im realen Leben sehr unwahrscheinliche) Situation, wo er dem Mann an der Spitze des Lagerimperiums (mit dem deutschen Allerweltsnamen Mül-

69 Siehe Michail M. Šolochov: *Ob otce. Očerki i vospominanija raznych let*. Moskau 2004. S. 150.

ler) *persönlich* gegenübertreten und mit ihm beim Umtrunk ein geistiges Duell ausfechten, also dem Faschisten seine menschliche Würde beweisen kann ... Dieses Konzept stand natürlich auch den Anmaßungen und Verbrechen der stalinistischen Machthaber entgegen, in deren Lagern die Menschen gleichfalls unter Nummern existieren mussten. Daran ließ Scholochow zwar einzelne Figuren (wie jenen General Strelzow) in Gesprächen sich *erinnern*, doch »frontal« geschildert (wie bei Solshenizyn) wurde dies bei ihm nicht.

*

*

*

In diesem Abschnitt soll ergänzend der Frage nachgegangen werden, ob denn Scholochow, wie es bundesrepublikanische Stimmen wiederholt behauptet haben, in der Stalin-Ära schlechthin »Repräsentant«⁷⁰ bzw. »Galionsfigur«⁷¹ der Sowjetliteratur gewesen ist.

Man nehme eine repräsentative sowjetische Literaturgeschichte, wie die vom Institut für Weltliteratur in den Jahren 1958/1961 herausgebrachte, und zwar den zweiten und dritten Band, die eine faktenreiche »*Chronik des literarischen Lebens*« für die Jahre 1930/1957 enthalten. Die Zeit, in der die Chronik erarbeitet wurde, ist zwar vom »Tauwetter« beeinflusst, doch bei der Auswahl von Ereignissen (wie auch beim Weglassen bestimmter Fakten) gilt noch weitgehend der offizielle Standard der Stalin-Zeit, und gerade dies ist ja für die hier verfolgte Fragestellung ausschlaggebend. Schauen wir also nach, was die Chronik über die Be-

70 Wolfgang Kasack: Die russischen Nobelpreisträger. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Göttingen (1997)107. S. 54. – Kasack spitzt seine Aussage noch dadurch zu, dass er behauptet, Scholochow sei »in den Jahren des Terrors« Repräsentant einer ganzen Literatur gewesen, während andere Autoren »wie Babel, Pilnjak oder Samjatin [...] verfolgt, meist hingerichtet wurden«. (ebenda). – Dies kommt einer moralischen Disqualifizierung gleich.

71 Karla Hielscher: Die Nähe zur Macht. Heute vor 100 Jahren wurde der russische Schriftsteller Scholochow geboren. Deutschlandfunk am 24. Mai 2005. Online-Fassung.

teiligung oder wenigstens die Präsenz Scholochows bei wichtigen Ereignissen aussagt.

1932: Auflösung der RAPP und Bildung eines Organisationskomitees für die Gründung eines neuen Schriftstellerverbands: Scholochow ist *nicht* dabei! 26. Oktober: Treffen Stalins mit einer großen Gruppe von Schriftstellern im Hause Gorkis: Scholochow ist anwesend, doch ein Redebeitrag von ihm ist *nicht* verzeichnet. Ende Oktober: Plenartagung des Orgkomitees – in der Liste der mehr als 30 Diskussionsredner *fehlt* Scholochows Name.

1933: August: Tagung des Allunionskomitees zur Vorbereitung des Schriftstellerkongresses: Scholochow wird hinzugewählt, doch offenbar in *Abwesenheit*. Was die Chronik nicht verzeichnet, gleichfalls im August: Von Gorki angeregt – »Exkursion« (per Schiff) von etwa 120 Schriftstellern und Künstlern (darunter fast alle namhaften wie Alexej Tolstoj, Boris Pilnjak, Michail Soschtschenko, Valentin Katajew usw.) zur Baustelle des Weißmeer-Kanals, wo zahllose Häftlinge arbeiten und »umerzogen« werden sollen. Scholochow ist *nicht* beteiligt, er hat in dieser Zeit bekanntlich mit den Nöten der Kolchosbauern zu tun.

1934: Januar: Erscheinen des Sammelbandes über die »Erlebnisse« am Weißmeer-Kanal, mit Beiträgen von 36 Autoren, natürlich *ohne* Scholochow. März: Scholochow *beteiligt sich* mit einem Artikel an der von Gorki angestoßenen wichtigen Diskussion über die Handhabung von sprachlichen Mitteln (gegen Missbrauch von Dialektwörtern u. a. m.) in literarischen Werken. August: Gründungskongreß des Schriftstellerverbands der UdSSR: Scholochow gehört *nicht* zu den zahlreichen in- und ausländischen Rednern (er hat lediglich eine Resolution zu verlesen). Man wählt ihn in den Vorstand des Verbands.

1935: Januar: Auslandsreise Scholochows nach Schweden, Dänemark, England, Frankreich. Juni: Internationaler Kongreß zur Verteidigung der Kultur in Paris. Die Chronik nennt 19 sowjetische Autoren als Teilnehmer. Scholochow nimmt *nicht* teil, wird aber neben fünf weiteren Sowjetschriftstellern ins Internationale Büro gewählt.

1936: Formalismuskongress. *Keine Beteiligung* Scholochows. Die Chronik verzeichnet statt dessen im Januar seine Teilnahme an einer Le-

serkonferenz zum Roman »Neuland unterm Pflug« in Wjoschenskaja.

1937: März: Protestschreiben sowjetischer Wissenschaftler und Künstler gegen das militärische Eingreifen Deutschlands und Italiens in den Spanischen Bürgerkrieg. Scholochow gehört zu den *Unterzeichnern*. Juli: II. Internationaler Schriftstellerkongreß in Valencia/Madrid: Scholochow ist neben anderen sowjetischen Schriftstellern wie Alexej Tolstoj, Fadejew, Ehrenburg u. a. delegiert, nimmt aber wegen des Terrors in seiner Heimatregion *nicht* teil. Dennoch wird er ins internationale Büro gewählt. Dezember: Scholochow wird in den Obersten Sowjet gewählt.

1938: In der »Prawda« wird ab Januar monatelang über die Arbeit des Schriftstellerverbandes diskutiert. Scholochow beteiligt sich *nicht*. Er hat andere Sorgen, weil er in der anhaltenden Terrorwelle (siehe oben) aufs höchste gefährdet ist. März: Auszeichnung namhafter Schriftsteller und Künstler mit dem Lenin-Orden. Scholochow ist *nicht* dabei.

1939: Januar: Die Schriftsteller Alexej Tolstoj und Scholochow werden in die Akademie der Wissenschaften gewählt. Januar: Auszeichnung von 172 Schriftstellern, auch Scholochows, mit dem Lenin-Orden. März: XVIII. Parteitag der KPdSU: Zu den Delegierten gehören auch die Schriftsteller Alexander Fadejew, Alexander Prokofjew und Scholochow. *Diskussionsrede* Scholochows.

1940: Januar: Scholochow wird neben einer Reihe anderer Schriftsteller in das Komitee zur Vorbereitung des Lermontow-Jubiläums gewählt. April: Gründung des Stalinpreis-Komitees: Scholochow ist einer der Stellvertreter des Vorsitzenden, nimmt aber (was die Chronik nicht sagt) an den Sitzungen *nicht* teil.⁷²

72 Unlängst wurden erstmalig die Sitzungsprotokolle des Stalinpreis-Komitees für Literatur und Kunst veröffentlicht. In einer Anmerkung dazu heißt es: »M. A. Scholochow, Stellvertreter des Vorsitzenden des Stalinpreiskomitees für Literatur und Kunst sowie Mitglied der Sektion Literatur, hat *wegen starker Arbeitsbelastung* an keiner einzigen Sitzung des Komitees und der Sektion teilgenommen und beteiligte sich auch nicht an der Auswahl der Kandidaten für den Stalinpreis.« (Novoe o Michailе Šolochove. Issledovanija i materialy. Moskau 2003. S. 540. Hervorhebung von mir – W. B.).

1941: März: Verleihung der Stalinpreise für Kunst und Literatur: Den *Preis I.Klasse* erhalten Alexej Tolstoj (für den Roman »Peter I.«) sowie Michail Scholochow (für den »Stillen Don«).

Dann folgen die Kriegszeit und die Nachkriegsjahre, wo es an großen kulturpolitischen Ereignissen mangelt. Daher soll hier summarisch verfahren werden.

Natürlich engagiert sich Scholochow seit den ersten Tagen nach dem faschistischen Überfall, besonders im ersten Kriegsjahr, mit publizistischen Werken und seiner Erzählung »Schule des Hasses« (1942) für die Verteidigung seines Vaterlandes und die Vertreibung des Aggressors, wenn er auch längst nicht so häufig in der Presse präsent ist wie Ilja Ehrenburg, nicht so dauerhaft bei der kämpfenden Truppe wie Konstantin Simonow. Er bekannte sich später dazu, »kein Zeitungsmann« zu sein, weil ihm »der pointierte Satz, die Operativität« nicht lägen, sein Bemühen gehe vielmehr dahin, die Dinge »in großen Zusammenhängen« und in einer Art und Weise darzustellen, dass sie »den Leser zum Nachdenken anregen«. ⁷³ Wenig bekannt ist jedoch (und in der »Chronik« nicht verzeichnet), dass Scholochow persönlich von den Kriegshandlungen der deutschen Seite betroffen war. Am 8. Juli 1942 flogen mehrere deutsche Flugzeuge einen Bombenangriff auf Wjoschenskaja, bei dem die Mutter des Schriftstellers ums Leben kam. Scholochow selber erlebte dies als Augenzeuge; er hatte sich zudem (nach monatelangem Krankenhausaufenthalt) noch nicht von den Folgen einer Flugzeughavarie erholt, die sich ein halbes Jahr zuvor bei Kujbyschew ereignet hatte. Durch die starke Beschädigung seines Hauses gingen seine umfangreiche Bibliothek und sein Archiv verloren. Der Wiederaufbau des Hauses nach dem Kriege, den er fast zur Hälfte selber finanzierte (den anderen Teil übernahm die Akademie der Wissenschaften), brachte ihm über Jahre hinweg eine Schuldenlast ein.

Nach dem Kriege beteiligte sich Scholochow an den sowjetischen Aktivitäten innerhalb der Weltfriedensbewegung, doch auch hier war

73 M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 7. Moskau 2001. S. 347.

nicht er, sondern eher Ilja Ehrenburg (neben Alexander Fadejew und Nikolai Tichonow) der Repräsentant der UdSSR.

In der Chronik der Nachkriegsjahre wird vor allem deutlich, dass sich Scholochow dem politbürokratischen Getriebe und bestimmten ideologischen Kampagnen des Schriftstellerverbands entzog. Dies gilt zum Beispiel für die Aktivitäten, die sich aus den ZK-Beschlüssen während der verheerenden Sdanowschen Kulturpolitik (1946/1948) ergaben. Auch bei *keiner* der thematischen Tagungen des Vorstands (etwa zu den Aufgaben der Literaturkritik, zum Thema der Arbeit und des Alltags, zum Konflikt in der Gegenwartsliteratur oder zum Stand der Dramatik) wird sein Name genannt, und schon gar nicht beteiligt er sich an den Lobpreisungen über die »genialen« Arbeiten Stalins in dessen letzten Lebensjahren, wie der über die Sprachwissenschaft. Am XIX. Parteitag der KPdSU nimmt er zwar als Delegierter teil, doch als Redner treten andere auf, nämlich Fadejew und der ukrainische Dramatiker Kornejtschuk. Es gab hier sogar einen (von der »Chronik« natürlich nicht verzeichneten) Eklat: Scholochow blieb unerlaubt einigen Sitzungen fern, womöglich versäumte er sogar die Rede Stalins – eine Tatsache, die dem Politbüromitglied Malenkov umgehend gemeldet wurde ...⁷⁴

Was ist also den hier genannten Fakten zu entnehmen? An großen öffentlichen (»repräsentativen«) Aktivitäten sowjetischer Schriftsteller innerhalb der UdSSR wie auch im Ausland war Michail Scholochow in dem *gesamten* hier dokumentierten Zeitraum nur sehr mäßig beteiligt! Die dubiose »Exkursion« zum Leidensort vieler Opfer des Stalin-Regimes, dem Weißmeerkanal, hat er nicht mitgemacht. Selbst beim I. Sowjetischen Schriftstellerkongreß im August 1934, wo in zahlreichen Reden von Literaten wie auch von Werktätigen aus dem ganzen Land die neue Qualität der Sowjetkultur weltweit demonstriert und gepriesen wurde und viele ans Rednerpult drängten, spielte er nur eine Statistenrolle. Und weshalb er nicht nach Valencia und Madrid reiste, war dem

74 Siehe Valentin Osipov: Tajnaja Žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja chronika bez legend. Moskau 1995. S. 281f.

oben zitierten Brief Wladimir Stawskis zu entnehmen. Aber nicht nur wegen äußerer Zwänge, wie in den Terrorjahren 1937/1938, blieb er gewissen Verpflichtungen und Tätigkeiten fern – er tat es auch aus seiner lebenslang praktizierten Überzeugung, dass sein Platz als Schriftsteller und als streitbarer Verbündeter seiner engeren Landsleute in Wjoschenskaja sei. Daher musste er sich an keiner der »Schriftsteller-Brigaden«, die zu »Schwerpunkten« des sozialistischen Aufbaus reisten, um sich »vor Ort« kundig zu machen und darüber zu berichten, beteiligen. Nur in *einer* Hinsicht ist er in weltweit beachteter Weise, wenn man will »repräsentativ«, hervorgetreten, nämlich durch seine Werke. Wenn von den Rednern (aus der UdSSR wie auch aus dem Ausland) auf dem Schriftstellerkongress 1934 Namen von besonders viel gelesenen sowjetischen Schriftstellern genannt werden, ist derjenige Scholochow so gut wie immer dabei. F. C. Weiskopf hebt besonders »Neuland unterm Pflug« hervor; Willi Bredel hält die Darstellung der Helden des Bürgerkriegs bei Serafimowitsch, Babel, Scholochow für wichtig; der Ungar Béla Illés nennt als beliebteste Autoren (in dieser Reihenfolge) Gorki, Scholochow, Panfjorow, Fadejew, Gladkow, Ehrenburg. Auch in der etwas überraschenden Aufzählung von Lieblingsbüchern deutscher Matrosen und Arbeiter bei Ernst Toller kommt Scholochow neben Ehrenburg, Pasternak, Tretjakow, Fedin und Tichonow vor. Der Scholochow-Forscher Konstantin Prijma hat in seinem faktenreichen Buch »Der ›Stille Don‹ kämpft« (1972) eindrucksvoll den Welterfolg des Romans dokumentiert.⁷⁵ Wer also von ihm als einer »Galionsfigur« spricht und sich damit auf seine weithin ausstrahlende literarische Wirkung bezieht, dürfte dies nicht als Tadel gemeint haben, wer ihn aber als Akteur politischer Propaganda treffen will, muss an einer optischen Täuschung leiden – oder die Fakten nicht sehen *wollen!*

Ohne Zweifel erlangte Scholochow durch die Wahl in den Obersten Sowjet gewisse Privilegien. Es fragt sich nur, wofür er sie verwendete. Alles deutet darauf hin, dass er die gewachsenen Möglichkeiten an Ein-

75 Konstantin Prijma: »Tichij Don« sražaetsja. Rostow am Don 1972.

flussnahme und Beweglichkeit vor allem dem tätigen Wirken für seine Landsleute zugute kommen ließ. Und worüber spricht er in seiner Parteitagrede 1939? Erstens: Er entschuldigt sich, dass er noch immer Autor von zwei *unvollendeten* Romanen sei (»Der Stille Don« sowie »Neuland unterm Pflug« mit dem versprochenen 2. Teil). Zweitens: Er verweist kritisch auf das immer noch »ärmliche« Angebot an guten Büchern. Drittens: Als Errungenschaft des sowjetischen Buchwesens nennt er den Zugang zu Autoren vieler Nationalitäten, z. B. zu den Dichtern Georgiens. Viertens: Er hebt hervor, dass ein neues Verhältnis zum Leser entstanden sei. Fünftens: Er moniert den Mangel an Papier für den Druck literarischer Werke, auch russischer Klassiker wie Puschkin. Sechstens: Er betont – angesichts heraufziehender Kriegsgefahr – die Bereitschaft der Schriftsteller, gegebenenfalls statt der Feder die Waffe in die Hand zu nehmen.

Also keine Ruhmesrede für Stalin. Dazu gab es allerdings noch eine weitere Gelegenheit: einen »Prawda«-Artikel zum 60. Geburtstag des Diktators im Dezember 1939. Der Kult um dessen Person hatte inzwischen ungeahnte Ausmaße angenommen. Auch Scholochow konnte sich nicht ganz dem zeittypischen Vokabular verweigern und nannte Stalin an einer Stelle seines Beitrags einen »großen« Menschen (»*velikogo* čeloveka«).⁷⁶ Doch die Überschrift des Artikels lautete: »Über das einfache Wort« (»O prostom slove«). Und wovon handelte dieser? Scholochow kam auf seine Intervention bei Stalin für die hungernde Bevölkerung im Jahre 1933 zurück (er sprach bescheiden von einer »Gruppe von Parteifunktionären« als deren Initiatoren), und er schilderte, welche Dankbarkeit das Eintreffen der von Stalin bewirkten Getreidelieferung bei den Kolchosbauern ausgelöst hatte. Dies wurde am Beispiel einer Dorfversammlung veranschaulicht, zu der manche vom Hunger erschöpfte Menschen sich auf Fuhrwerken heranfahren lassen mussten. Nach vielen Reden habe der junge Kolchosvorsitzende vorgeschlagen, ein wortreiches Dankschreiben an den Genossen Stalin zu senden. Da habe der

76 M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 8. Moskau 2002. S. 218.

58jährige Schmied ums Wort gebeten und gesagt: »Das ist alles nicht nötig! [...] Man muß Stalin nur ein einziges Wort schreiben: Danke! ...« Abschließender Kommentar Scholochows: Manche Leute, die mit geübter Hand Texte verfassten, vergäßen mitunter, dass man Stalins Tätigkeit auch ohne viele Worte und »ohne mit Epitheta Missbrauch zu treiben«, würdigen könne.⁷⁷ Was damals kaum jemand wusste: Scholochow hatte das Kult-Thema bei einer seiner Begegnungen mit dem Machthaber direkt angesprochen. In den Altersgesprächen mit dem Sohn erzählte er, dass er Stalin gefragt habe, weshalb er es dulde, dass man ihn »so über alle Maßen lobpreise: Ruhmesreden, Porträts, Denkmäler ohne Zahl ...« Da habe ihn Stalin listig angeblickt und mit georgischem Akzent (so dass er ihn zunächst missverstand) gesagt: »Die Leute brauchen einen Gott.«⁷⁸ Es habe so geklungen, als sei dies Stalins Überzeugung gewesen, und er, Scholochow, habe ihm auch geglaubt ...

Wie auch immer: der Schriftsteller hat den »Personenkult« in dessen Hoch-Zeit kritisch reflektiert und diesem nur, soweit taktisches Kalkül es zu erfordern schien, einen gewissen Tribut gezollt. An seiner grundsätzlichen Haltung änderte dies nichts.

⁷⁷ Siehe ebenda.

⁷⁸ Michail M. Šolochov: *Ob otce. Očerki i vospominanija raznych let.* Moskau 2004. S. 135.

5. Kriegs- und Nachkriegszeiten – abreiender Kontakt

Nach dem oben erwähnten Termin Scholochows bei Stalin am 23. August 1940 und vielleicht der einen oder anderen Begegnung während des Krieges riss der Kontakt ab, und das eintretende Schweigen des Diktators dauerte bis zu dessen Tod. Dies mag auch darin seinen Grund gehabt haben, dass sich Stalin in seinen letzten Lebensjahren generell rar machte und in der Öffentlichkeit kaum noch präsent war.⁷⁹ Doch es könnte auch an einer Verstimmung darüber gelegen haben, dass Scholochow seinen Erwartungen nicht entgegenkam. In dieses Bild passt durchaus jener Vorgang, der sich seit dem Herbst 1949 entspann. Zu diesem Zeitpunkt kam der 12. Band von Stalins Werken heraus, der auch einen Brief des Machthabers an Felix Kon vom 9. Juli 1929 enthielt. In diesem machte der Verfasser nebenbei (ohne nähere Begründung) auch die Bemerkung, Scholochow habe im »Stillen Don« bei der Darstellung bekannter kommunistischer Akteure im Dongebiet (Podtjolkow, Kriwoschlykow u. a.) »eine Reihe grober Fehler«⁸⁰ begangen und den Leser direkt desinformiert. Wenn man in Betracht zieht, dass Stalin bei weitem nicht alle seine Briefe in die Werkausgabe aufnehmen ließ, erkennt man eine berechnende Absicht. Die Kritik in dem bis dahin unbekanntem Brief muss Scholochow schockiert haben, und sie bewirkte einen wahren Wirbel in der sowjetischen Öffentlichkeit, der nicht nur zahlreiche Anfragen an den Autor, sondern auch verwirrte Reaktionen

79 Isaak Deutscher schreibt: »Sein Wille war gleichsam allgegenwärtig, und er selbst fast unsichtbar [...] Etwa fünf Jahre lang war von Stalin keine einzige Verlautbarung zu hören ...« (Isaak Deutscher: Stalin. Eine politische Biographie. Augsburg 1997. S. 772).

80 J. W. Stalin: Werke. Bd. 12. Berlin 1954. S. 100. – Im russischen Original ist nicht von »grogen«, sondern von »gröbsten« Fehlern (»rjad grubejšich osibok«) die Rede (siehe Valentin Osipov: Tajnaja Žizn' Michaila Šolochova. Dokumental'naja chronika bez legend. Moskau 1995. S. 269).

bei Verlagen und Zeitschriften zur Folge hatte. Es war bezeichnend, dass sich der Schriftsteller diesmal nicht telefonisch an Stalin wandte, sondern in einem kurzen Brief (am 3. Januar 1950) um Auskunft bat. Diese wurde ihm verweigert. Und was den kritisierten Roman anging, so glaubte Scholochow eine gute Lösung zu treffen, indem er einen guten Bekannten aus Kriegstagen, Kirill Potapow, mit dessen Redigierung beauftragte. Die Delegation eines solchen Auftrags an eine andere Person⁸¹ hatte es in seiner literarischen Laufbahn bis dahin nicht gegeben – diesmal stand er unter dem Druck der Stalinschen Äußerung, die allgemein als dessen Verfügung aufgenommen wurde. Mit Potapow hatte er jedoch den Bock zum Gärtner gemacht: Dieser nahm sich im »Stillen Don« nicht nur die direkt angesprochenen Textstellen vor, sondern bewirkte faktisch eine Verstümmelung des ganzen Werkes (parallel dazu auch des Romans »Neuland unterm Pflug«). In einem Brief an die Verantwortlichen im Staatsverlag für Literatur vom 6. September 1951 machte Scholochow seiner Enttäuschung Luft und schrieb, Potapow sei »als Redakteur völlig untauglich. Er hat keinen künstlerischen Geschmack, in jeder seiner Korrekturen erkennt man den absolut mittelmäßigen Zeitungsschreiber – und das ist das Unglück!«⁸² Doch erst nach dem Tode Stalins wurde es möglich, den beschädigten Text wiederherzustellen. Diese Aufgabe übertrug Scholochow seinem Mitstreiter aus früheren Tagen Juri Lukin, ihm wurde die Gesamtreaktion der ersten Ausgabe Gesammelter Werke des Schriftstellers 1956/1959 übertragen.

In den Beziehungen Scholochow – Stalin gab es aber noch einen letzten aufschlussreichen Vorgang. Ein reichliches Jahr nach seiner unbeantworteten Anfrage ließ sich der Schriftsteller – aus welchen Gründen

81 Im Gegensatz zur hierzulande verbreiteten Behauptung, Scholochow sei wiederholt bereitwillig den Korrekturforderungen von Zensoren und Redakteuren gefolgt, weist der US-amerikanische Scholochow-Forscher German Ermolaev in seinem neuen Buch »Tichij Don« i političeskaja cenzura. 1928–1991« (Moskau 2005) nach, wie willkürlich diese mit den Texten des Autors umgegangen sind und seinen Willen missachtet haben.

82 M. A. Šolochov: Pis'ma. Moskau 2003. S. 285.

auch immer – doch noch einen Termin bei Stalin geben. Doch er war – wie der Zeitzeuge Schachmagonow wiederum berichtet – diesmal von starker Unruhe erfüllt, zumal ihm Poskrebyschew bedeutet hatte, dass er sich auf ein »ernstes« und »langes« Gespräch, überdies bei einem nicht sonderlich gut gelaunten Stalin, gefasst machen müsse.⁸³ Und als die Fahrt zum Kreml angetreten wurde, ließ Scholochow unerwartet beim damaligen Grand-Hotel halten und lud zu einem Kognak ein. Zum Entsetzen des Hotelchefs erschien dort plötzlich Poskrebyschew und forderte Scholochow auf, sofort aufzubrechen, Stalin werde nicht warten. Darauf sprach Scholochow einen unglaublichen Satz: »Ich habe ein ganzes Jahr gewartet ...« – ein Satz, der verriet, dass beide Männer trotz ungleich verteilter Macht miteinander auf Augenhöhe verkehrten! Poskrebyschew fuhr davon, er wird, wie Scholochow seinem bestürzten Sekretär erklärte, Stalin irgendetwas vorgeflunkert haben. Die Frage ist: Was hat Scholochow dazu gedrängt, in letzter Minute seinen Entschluß zu ändern? Zu Schachmagonow äußerte er, ihm sei klargeworden, dass Stalin sich seiner Mithilfe bei einer größeren politischen Sache, vermutlich einer neuen »Spirale« seiner Geschichtsdeutung vergewissern wollte. Nicht zufällig habe ihm ein ehemaliger Tschekist kürzlich den Wortlaut jener Direktive (Scholochow kannte diese bis dahin nur vom Hörensagen) zugespielt, die einst die verhängnisvolle »Entkosakisierung« eingeleitet und zum Donaufstand 1919 geführt habe. Die Direktive ging von Swerdlow aus, und mit diesem habe Stalin die Rolle jüdischer Bolschewiken in der Revolution diskreditieren wollen. Dafür wolle er, Scholochow, sich nicht hergeben.⁸⁴ Die Vermutung Scholochows hat einiges für sich, wenn man bedenkt, dass Stalin in seinen letzten Lebensjahren zu einer Welle der Judenverfolgung ansetzte. Jedenfalls hat sich Scholochow auch dieses Mal nicht nach Lakaienart verhalten!

83 Siehe Michail Šolochov v vospominanijach, dnevnikach, pis'mach i stat'jach sovremennikov. Bd. 2: 1941–1984. Moskau 2005. S. 186.

84 Siehe ebenda. S. 196f.

6. War Scholochow im Alter ein Stalinist?

Kehren wir noch einmal zu der eingangs angeschnittenen Frage zurück, wie es mit den harschen Äußerungen Scholochows über russische Dissidenten steht, die man vor allem in Reden und Artikeln aus den 1960er Jahren bei ihm findet: Hatte ihn die langjährige Nähe zum Stalin-Regime letztlich doch zum stalinistischen Eiferer gemacht?

Auch für Scholochow gilt: Jeder Autor ist ein Kind seiner Epoche, in seiner Lebensstrategie und seinem Erkenntnishorizont durch die Zeit geprägt. Scholochow hatte in jungen Jahren die Geburt der Sowjetmacht in opferreichen Kämpfen erlebt und sich für die neue Ordnung engagiert. Er erwartete später deren allmähliche Demokratisierung auf evolutionärem Wege. Selbst terroristische Herrschaftspraktiken wie in den Jahren 1937/1938, die ihn selber gefährdeten, konnten ihn nicht davon abbringen, bis zum Ende seines Lebens zu seiner Grundentscheidung zu stehen. Offenbar entsprachen die nach Stalins Ableben einsetzenden Veränderungen genau seinen Erwartungen. Daraus erklärt sich sein vehementer Auftritt im Plenum des II. Sowjetischen Schriftstellerkongresses im Dezember 1954 – vielleicht die radikalste Rede im Geiste des (damals gerade sich anbahnenden) »Tauwetters«, die je ein sowjetischer Schriftsteller gehalten hat. Ohne Ansehen der Person (gerade die Spitzenfunktionäre im Verband, Fadejew und Simonow, wurden aufs Korn genommen) geißelte Scholochow die Auswüchse von Bürokratismus, Cliquenbildung und Intrigantentum im Verband, er prangerte das Unwesen von Stalinpreisen und Ordensverleihungen an und richtete den Blick vor allem auf die alarmierende Tatsache, dass die Literatur zu einem »trüb-grauen Strom« von langweiligem Mittelmaß verkommen war.⁸⁵ Es klang geradezu revolutionär, wenn er, die alte Losung aus der

⁸⁵ Siehe Vtoroj Vsesojuznyj s'ezd sovetskich pisatelej. 15–26 dekabnja 1954 goda. Stenografičeskij otčet. Moskau 1956. S. 374.

Zeit des Bürgerkriegs abwandelnd, ausrief: »Die Sowjetliteratur ist in unserer Hand!« Das bedeute, hohe Anforderungen an die Qualität von Literatur wie Literaturkritik zu stellen, mit ängstlicher Rückversichererei Schluss zu machen.⁸⁶ Dies war für manche schon zuviel des Guten. Daher wurde der greise Fjodor Gladkow (einst ein Widersacher des jungen Scholochow in Tagen der RAPP), vorgeschickt, um den respektlosen Redner des »nicht parteigemäßen« Auftretens zu bezichtigen.⁸⁷ Dabei hatte Scholochow sich und anderen am Schluss seines Beitrages selber ein »parteiliches« Achtungszeichen gesetzt. Er hielt der im Westen verbreiteten Behauptung, die Sowjetschriftsteller schrieben auf Weisung der Partei, entgegen, die Sache verhalte sich »ein wenig anders«: »Jeder von uns schreibt nach Weisung unseres Herzens, doch unsere Herzen gehören der Partei und unserem Volk, denen wir mit unserer Kunst dienen.«⁸⁸ Das war eine griffige Formel, an der sich fortan Freund und Feind abarbeiten konnten – die einen, um ihn als rühmenswertes Beispiel eines besonders parteiverbundenen Autors hinzustellen, die anderen, um ihn als »Lakaien« zu schmähen. Damit offenbart sich in der Kongressrede der Widerspruch in Scholochows damaliger Position: Einerseits hatte er sich als einer der schärfsten Kritiker stalinistischer Gebräuche und bürokratischer Verkrustungen erwiesen, weshalb er mit den Erneuerungsbestrebungen während des »Tauwetters« voll und ganz identifiziert werden konnte. Doch zugleich zeigte er sich in gewisser Hinsicht als konservativer Denker, der an die Grundfesten der Gesellschaft nicht rühren lassen wollte – und in dieser Beziehung markierte das »Tauwetter« für ihn eine Grenze. Zwar hatte er selber aus den tragenden Säulen und Grundwerten der Sowjetgesellschaft nie einen Götzen gemacht, dem man blindlings zu dienen hatte. Im Gegenteil: sein

86 Siehe ebenda. S. 375.

87 Siehe ebenda. S. 401.

88 Michail Scholochow: Erzählungen und Publizistik. Berlin 1967. S. 286. – Jahre danach, in seiner Rede auf dem XXII. Parteitag der KPdSU (1962), gab es von Scholochow einen zweiten Ausspruch, der gleichfalls Stoff für ideologische Kontroversen lieferte: er sei, wie alle Delegierten, »in erster Linie Kommunist und dann erst Schriftsteller« (ebenda. S. 337).

mutiges Eintreten für die Lebensinteressen der Kolchosbauern in den Jahren 1933 und 1937/1938, wie es oben dokumentiert wurde, verriet vielmehr, dass er bei den verantwortlichen Politikern ein volksverbundenes Handeln einforderte, wie es einst die revolutionäre Losung »Alle Macht den Sowjets!« gemeint hatte. Dennoch entsprang seiner Grundhaltung – wie bei Konservativen ganz anderer Couleur – eine deutliche Portion Intoleranz, vor allem gegenüber gesellschaftlicher Fundamentalkritik, wie sie von sowjetischen »Dissidenten« praktiziert wurde. In der Polemik gegen diese konnte Scholochow sich mitunter, wie im Falle der 1965 zu Haftstrafen verurteilten Autoren Andrej Sinjawski und Juli Daniel, zu ungewöhnlich scharfen Äußerungen hinreißen lassen (in seiner Rede auf dem XXIII. Parteitag, 1966, hieß es sinngemäß, die beiden sollten froh sein, dass sie so glimpflich davongekommen seien, in den zwanziger Jahren wäre man mit ihnen ganz anders umgesprungen).⁸⁹ Und dies wiederum rief im In- und Ausland empörte Reaktionen hervor.⁹⁰ Es bringt nichts, wie es im heutigen Russland gelegentlich geschieht, das Gewicht solcher Äußerungen herunterzuspielen,⁹¹ sie stehen im Raum und haben Langzeitwirkungen gehabt, vor allem im westlichen Ausland. Man sah seitdem Scholochow dadurch grundsätzlich discreditiert und entwarf nun von ihm ein Bild, das pauschal unter den Vorwurf politischer Anpassung und Liebedienerei gestellt wurde.

89 Siehe M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 9. Moskau 2002. S. 270.

90 Im vorliegenden Falle schrieb die Schriftstellerin Lidija Tschukowakaja am 22. Mai 1966 in einem »Offenen Brief«, in dem sie anmahnte, dass die Aufgabe eines Schriftstellers in anderem bestünde als im Anmahnen von Strafen. Siehe dazu die Anmerkung von Wladimir Wassiljew in M. A. Šolochov: *Sobranie sočinenij*. Bd. 9. Moskau 2002. S. 269ff.

91 Wladimir Wassiljew verwickelt sich in Widersprüche, wenn er einerseits den Sinn von Scholochows Polemik abzuschwächen sucht, andererseits deren Brisanz jedoch indirekt zugibt, indem er die betreffende Textstelle in der Parteitagsrede Scholochows nur in seinen Anmerkungen bringt (siehe ebenda. S. 267ff.). – Die einschlägige DDR-Edition reicht nur bis zur Parteitagsrede 1962, und es ist nicht auszumachen, ob die Rede auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU 1966 wegen der o. a. Polemik oder aus anderen Gründen nicht mehr aufgenommen wurde (siehe Michail Scholochow: *Erzählungen und Publizistik*. Berlin 1967).



Michail Scholochow mit seiner Ehefrau Maria Petrowna.

Hinter Scholochows Unmut über das Verhalten der Dissidenten stand seine tiefe Sorge um den Bestand der Gesellschaft, mit der er sich und sein Lebenswerk verband. Diese Sorge begreift man erst wirklich, wenn man seine Äußerungen im privaten Gespräch mit dem Sohn Michail und der Tochter Swetlana liest. Sie zeigen uns einen anderen, der Öffentlichkeit unbekanntem Scholochow. Während er sich in öffentlicher Rhetorik den offiziellen Denkschemata und dem einschlägigen Sprachgebrauch annäherte und mit großer Selbstgewissheit sprach und schrieb, vernimmt man hier ganz andere Töne. Über gesellschaftliche Vorgänge wird auf ähnlich »volkstümliche« Art philosophiert, wie es Scholochows einfach denkende Romanfiguren tun. Das bedeutet: Nicht die generalisierende Sicht des Historikers wird eingenommen, sondern die Blickwarte des Einzelnen, der die Ereignisse, wie sie kommen, über sich ergehen lassen, mit ihren Auswirkungen leben muss. Und das angesprochene Personal wird nicht ideologisch verklärt, sondern es erscheint so, wie es im realen Leben aus Volkes Breiten und Niederungen daherkommt. Das hat etwas ungemein Ernüchterndes. Hören wir, was Scholochow dem Sohn über die Verhältnisse am Ende des Bürgerkriegs zu sagen hat:

»Der Bürgerkrieg, mein Lieber, ist unter anderem deshalb so widerwärtig, weil es in ihm weder einen Sieg noch einen Sieger gibt [...] Da kommen also die Überlebenden zu ihren zerstörten Häusern und zerütteten Familien heim. Sieger wie Besiegte. Iwan hatte dem Pjotr die Hütte in Brand gesteckt, seine ganze Verwandtschaft verprügelt oder erschossen. Pjotr ist dem Iwan auch nichts schuldig geblieben, hat es ihm, mit Zugabe, heimgezahlt [...] Wie gesagt, die Krieger sind heimgekehrt. Sie wohnen Tor an Tor, holen Wasser aus demselben Brunnen, und wie oft am Tag müssen sie sich dabei in die Augen schauen [...] Na, wie findest du das? Reicht deine Phantasie dafür aus? Hier braucht es nicht viel, um eine Gänsehaut zu bekommen. Aber weiter [...] Sie haben also ihre Sowjetmacht im Chutor gewählt. Natürlich nicht die Einwohner. Die Obrigkeit in der Staniza hat das getan. Und diese ist wiederum von der im Gebiet gewählt worden. ›Und so weiter‹, wie die Kosaken sagen. Und nun sitzt die neugewählte Macht im Verwaltungs-

gebäude des Atamans, oder besser: im Hause irgendeines enteigneten ›Reichen‹ oder Popen. Aber draußen vorm Fenster ist es ungemütlich, ja unheimlich. Man hat ihn ja nicht, wie im Kino, mit Brot und Salz begrüßt. Es kommt vor, dass jemand durchs Fenster schießt. Würdest du warten, bis dir jemand eine Kugel in den Kopf jagt? Oder an der richtigen Stelle mit der Heugabel auf dich einsticht? Kein richtiger Mann wird darauf warten. Also hängt er sich den Revolver an die Seite, so dass alle es sehen können, und geht auf die Suche nach Feinden. Wie aber willst du den Feind erkennen, wenn dich jeder Zweite im Chutor wie der Teufel anblickt? [...] Von Stunde zu Stunde wächst in dir der Verdacht, und auch die Angst wird immer größer. Und wenn die Angst groß genug ist, wird der Verdacht bereits zur Gewissheit. Nun muß der todsichere Verdacht nur noch zu einer ›Strafsache‹ gemacht werden, die dir deine ›revolutionäre Wachsamkeit‹ eingegeben hat [...] Und das Ganze geht seinen Gang [...] Und so in jedem Chutor. In Städten und Dörfern. Im ganzen Land [...] Bis auf den heutigen Tag können wir uns von diesen Verdächtigungen nicht befreien.

Und diejenigen, die nicht an der Macht waren, glaubst du, die hätten stillschweigend dagesessen? Wie die Hammel gewartet, bis man sie zur Schlachtbank führt? Nein, mein Lieber, die haben sich auch nach Kräften gewehrt, gestoßen und gebrüllt und geblökt, jeder so gut er konnte. Und nun suche mal herauszufinden, wer da an allem schuld war. Kann man hier etwa alle Schuld auf einen einzelnen abwälzen, womöglich auf Stalin? Und was ist mit der Kollektivierung? Und dem Jahr 1933? Und der Zeit danach? Was sagen deine Lehrbücher über das Ende des Bürgerkriegs? 1920? Nein, mein Lieber, der dauert bis heute an! Nur mit anderen Mitteln. Und glaube nur nicht, dass er so bald enden wird ...«⁹²

Hören wir weiter Scholochows Äußerungen zum Thema Macht und Machthaber. Er bedient sich hier zur Illustration seiner Gedanken bestimmter Figuren aus dem Roman »Neuland unterm Pflug« – bei

92 Michail M. Šolochov: Ob otce. Očerki i vospominanija raznych let. Moskau 2004. S. 140ff.

deren Namen weiß man gleich, welche soziale Position, welche Geisteshaltung gemeint sind (ich füge in Klammern jeweils eine kurze Erläuterung zur Figur ein).

»Warum halte ich die Frage des Personenkults für naiv? Überleg' mal, ob es denn bei uns nach der Revolution anders kommen konnte. Ich gebe dir ein konkretes Beispiel: ›Alle Macht den Sowjets!‹ Doch wer soll da hineingehen? Wer soll konkret über wen die Macht ausüben? Mit welchem Ziel? Glaubst du, jemand hätte die Antwort gewusst? ›Sowjets der Arbeiter-, Bauern- und Soldatendeputierten‹ – so heißt es, und basta. Doch das macht sich, mein Lieber, nur auf Plakaten gut. Aber geh damit mal in den Chutor, zu lebendigen Leuten. Arbeiter gab es dort natürlich nicht. Bauern? Bauern soviel du willst, alle sind Bauern. Welcher von ihnen aber wird Deputierter? Frag sie selbst. Natürlich kommt ein Großvater Schtschukar [komische Figur eines geschwätzigen Alten] nicht in Frage. Auch kein Makar [Nagulnow, Sekretär der Parteizelle im Kolchosdorf, mit linksradikalen Tendenzen] und kein Rasmjotnow [Vorsitzender des Dorfsowjets], die nicht einmal eine eigene Familie gründen konnten, und in deren Hütten keine Ordnung herrscht. Sie haben auch keine Ahnung vom Wirtschaften, weil sie nie eine Wirtschaft besaßen [...] Und die Jakow Lukitschs [gemeint ist der Mittelbauer Ostrownow, der politisch ein Doppelspiel betreibt] und die Titkows [Kulak] muß man ausschließen, weil die Sowjets geschaffen wurden, um sie als Klasse [...] Also erwiesen sich die ›Soldaten-Deputierten‹ als die am ehesten geeigneten. Wer mit der Waffe die Macht errungen hatte, der sollte sie nun auch ausüben. Doch was sie betrifft [...] Große Reden führen und mit dem Säbel herumfuchteln – das konnten sie. Sie waren in der Regel keine schlechten Agitatoren und Nahkämpfer. Überhaupt waren sie wohl ›gute Kerle‹, wie es in der Oper von Dserschinski [gemeint ist wohl die Oper »Der stille Don« nach Scholochows gleichnamigem Roman] heißt. Doch um das Leben auf neue Art einzurichten, genügt es nicht, ein guter Kerl zu sein. Etwas aufbauen, eine Wirtschaft einrichten – das ist nicht dasselbe wie ›reinen Tisch zu machen mit den Bedrängern‹ [...] Nun nahmen diese Helden der Revolution also in den Sesseln der Führung Platz. Sogleich hatte jeder nur eine Frage im Kopf: Was ist jetzt zu

tun? [...] Kenntnisse hatten sie faktisch keine. Sie hatten im Kriege nur eines gelernt: Befehle zu empfangen und auszuführen. Also eilte diese frischgebackene Macht im Chutor sogleich zu der in der Staniza, um einen Befehl entgegenzunehmen. Und der dortige Befehlshaber, von der gleichen Sorte, eilt in die Gebietshauptstadt. Und dieser – wohin wohl?

Auf diese Weise musste auf der höchsten Ebene, ob du es willst oder nicht, eine Führungsperson erscheinen. [...] Ein Oberkommandierender. Ein Mensch, der kühn genug ist, endgültige oberste Entscheidungen zu treffen. [...] Und was auch immer Nikita Sergejewitsch [Chruschtschow – W. B.] über ihn gesagt haben mag, selbst der Dümme begriff: das musste ein Mensch von ungewöhnlichem Mut, teuflischer Willenskraft, unerschütterlicher Überzeugung sein, einer der zu allem entschlossen ist [...] Dieser Mann musste unvermeidlich beschränkt sein. Und damit auch von sinnloser Grausamkeit. Ich fürchte, Stalin war nicht einmal die schlimmste Variante dessen, was uns blühte.«⁹³

Solche Gedanken, mögen sie auch – in didaktischer Absicht – durch starke Vereinfachungen geprägt sein, lassen an politischem Realismus nichts zu wünschen übrig. Dieser Scholochow sah sein Land im Grunde ohne Illusionen. Beim Lesen solcher privaten Äußerungen des Schriftstellers bekommt man eine Ahnung von den Spannungen, die sich für ihn zwischen der darin artikulierten alltäglich-banalen Volkserfahrung (mit der er sich weitgehend identifizierte) und dem öffentlichen Diskurs aufgebaut haben müssen. Es waren Spannungen, Diskrepanzen, die aus der ungenügenden Demokratisierung (also Öffnung) dieses Diskurses resultierten. Der »andere« Scholochow stand in manchen seiner Ansichten, wie etwa der vom fortdauernden »Bürgerkrieg« im Lande, denen der »Dissidenten« (die eher vom Krieg des Regimes gegen das eigene Volk gesprochen hätten) gar nicht so fern. Doch er wollte an den allgemeinen Konsens im öffentlichen Diskurs nicht rühren – weil er sich, aus der erwähnten Sorge heraus, von dem Grundsatz »Ne navredi!« – »Richte

93 Ebenda. S. 138f.

keinen Schaden an!«⁹⁴ leiten ließ. Eine drohende Eskalation innergesellschaftlicher Zusammenstöße verglich er mit der Kollision zweier aufeinander zu rasender Züge.⁹⁵ Man muß bei alledem auch bedenken: drei dramatische Erfahrungszonen haben seine Persönlichkeit geprägt: Bürgerkrieg – Jahre des Massenterrors (1937/1938) – Großer Vaterländischer Krieg. Es waren allesamt Zeiten schärfster Freund-Feind-Konfrontationen. Und eben dies war der von viel Tragik erfüllte biographische Raum von Scholochows Generation. Daher spricht Felix Kusnezow von Scholochow selbst als einer »zutiefst tragischen Gestalt«.⁹⁶ In seinen letzten Lebensjahren hatten seine Appelle an versteinerte Instanzen und Personen des Systems mitunter auch etwas von Donquichotterie. Etwa, wenn er Leonid Breshnew in einem ziemlich groben Brief (am 30. Oktober 1968) aufforderte, ein seit längerer Zeit bei ihm liegendes Kapitel des Romans »Sie kämpften für die Heimat« endlich für den Abdruck in der »Prawda« freizugeben (wobei herauskam, dass das Kapitel zwar gedruckt wurde, doch mit den oben erwähnten entstellenden Kürzungen).

Man sieht, dass sich Scholochow mit alledem in Widersprüche verwickelt hatte, die er nicht mehr zu lösen vermochte. Es waren vor allem der Widerspruch zwischen seiner (nur privat geäußerten) Erkenntnis historisch bedingter Demokratiedefizite der sowjetischen Gesellschaft und seinen ungeteilt affirmativen Statements auf Parteitagungen und Schriftstellerkongressen, sowie der Widerspruch zwischen seinem Engagement für die Aufbruchsbewegung nach dem Ende der Stalin-Ära und seiner Rolle als Bewahrer von Bestehendem ausgerechnet in den Stagnationsjahren unter Breshnew. Alles dies hat seinen Gegnern reichlich Stoff zur Polemik geliefert. Indes muss jeder ernsthaften Beschäftigung mit Leben und Werk dieses Schriftstellers daran gelegen sein, ihn aus seinen Widersprü-

94 Siehe S. M. Šolochova: *K istorii nenapisannogo romana*. In: Šolochov na izlome vremeni. Moskau 1995. S. 109. – Michail M. Šolochov: *Ob otce. Očerki i vospominanija raznych let*. Moskau 2004. S. 155ff.

95 Siehe ebenda. S. 133f.

96 Feliks Kuznecov: »Tichij Don«: *Sud'ba i pravda velikogo romana*. Moskau 2005. S. 513.

chen heraus zu verstehen. Hier ist auch Kritik angebracht. Doch man sollte einen Scholochow nicht mit kleinlichem Maß messen und über einzelnen Episoden aus seiner Altersperiode nicht das Ganze seiner Daseinsweise aus den Augen verlieren. Und da gehört zum Bleibenden: Scholochow hat sich in das Zentrum der Macht gewagt und dieser einen großen Kampf geliefert, wie kein anderer. Er hat dem Mächtigen und seiner Umgebung Zugeständnisse und rettende Eingriffe abgetrotzt, wie niemand sonst, und er hat dafür viel Kraft und Lebenszeit drangegeben, die letztlich seinem Werk fehlten, an seiner Schaffenskraft zehrten. Darin liegt die verborgene Tragik dieses Schriftstellerlebens, das unseren Respekt verdient.

7. Herkunftsnachweise der Bilddokumente und Faksimiles

- S. 11 Originalhandschrift Scholochows mit dem Anfang des Romans »Der stille Don« und der Datierung: 15. November 1926. Entnommen aus Feliks Kuznecov: »Tichij Don«: Sud'ba i pravda velikogo romana. Moskva 2005.
- S. 16 Scholochow etwa zur Zeit seiner ersten Begegnungen mit Stalin. Entnommen aus Michail Šolochov: Po veleniju duši. Moskau 1970.
- S. 26 Opfer der Hungerkatastrophe in den Dörfern der Ukraine Anfang der 1930er Jahre. Entnommen aus Dmitrij Volkogonov: Triumf i tragedija. Političeskij portret I. V. Stalina. Buch 1. Teil 2. Moskau 1989.
- S. 28 Schluß des Briefes Scholochows an Stalin vom 4. April 1933. Entnommen aus Jurij Murin (sost.): Pisatel' i vožd'. Perepiska M. A. Šolochova s I. V. Stalinym. 1931–1950 gody. Moskau 1997.
- S. 38 Anfang des Briefes Scholochows an Stalin vom 16. Februar 1938. Entnommen aus Jurij Murin (sost.): Pisatel' i vožd'. Perepiska M. A. Šolochova s I. V. Stalinym. 1931–1950 gody. Moskau 1997.
- S. 45 Eintrag aus der Besucherkladde im Vorzimmer Stalins im Moskauer Kreml vom 31. Oktober 1938. Entnommen aus Jurij Murin (sost.): Pisatel' i vožd'. Perepiska M. A. Šolochova s I. V. Stalinym. 1931–1950 gody. Moskau 1997.
- S. 74 Michail Scholochow mit seiner Ehefrau Maria Petrowna. Entnommen aus Michail Šolochov: Po veleniju duši. Moskau 1970.

Zum Autor

Prof. Dr. sc. phil. Willi Beitz (geb. 1930); studierte Slawistik und Germanistik an der Universität Greifswald. Promotion 1957, Habilitation 1964, jeweils mit Arbeiten zur modernen russischen Literatur. Während seiner Tätigkeit als Direktor des Instituts für Slawistik der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg (1962–1969) wurde er 1965 zum Dozenten, 1966 zum Professor für Geschichte der russischen und sowjetischen Literatur berufen. 1969 erfolgte seine Berufung an die Leipziger Universität, wo er ab 1970 Forschungsdirektor und von 1974 bis 1976 Direktor der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik war. Bis 1992 war er am Fachbereich Slawische Literaturen tätig. Von 1986 bis 1990 hatte er die Funktion des Vizepräsidenten der Internationalen Assoziation der Lehrkräfte für russische Sprache und Literatur (MAPRJaL) und Vorsitzenden des zugeordneten Nationalkomitees der DDR inne. Beitz beteiligte sich federführend an Literaturgeschichten zu Literaturen der UdSSR (u. a. Mitherausgeber von *Geschichte der russischen Sowjetliteratur*. 2 Bde. Berlin 1973 und 1975. – *Einführung in die multinationale Sowjetliteratur*. Leipzig 1983). In jüngerer Zeit war er Herausgeber/(Mit)autor der Bücher »Vom ›Tauwetter‹ zur Perestroika. Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren« (Bern u. a. 1994), »Von Dostojewski bis Kundera. Beiträge zum europäischen Roman und zur Romantheorie« (Leipzig 1999), sowie (zusammen mit Winfried Schröder) von zwei Bänden zu *Leben und Werk des Slawisten Ralf Schröder* (Leipzig 2003 und 2005). Hinzu kommen Aufsätze über russische Schriftsteller und Machtverhältnisse, Michail Scholochow, Andrej Platonow, Georg Lukács sowie zur Geschichte der slawistischen Literaturwissenschaft an der Leipziger Universität.

Neuerscheinungen 2007 der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.

Erwin Lewin: Antifaschistischer Widerstand in Albanien (1942–1943/44). Neue Quellen zu Akteuren und Zielen. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 195 S. ISBN 978-3-89819-256-9. (= Diskurs. Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus. Heft 24.)

Kostenbeitrag: 11,00 EUR, Mitglieder 9,00 EUR

Enthält: Einleitung. S. 5–52. – Dokumente. S. 53–183. – Anhang: Bibliographie. S. 185–189. – Personenregister. S. 190–194. – Über den Autor. S. 195.

Linke, Heimat, Vaterland. Hrsg. von Klaus Kinner. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 89 S. ISBN 978-3-89819-259-0. (= Diskurs. Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus. Heft 26.)

Kostenbeitrag: 5,35 EUR, Mitglieder 4,00 EUR

Enthält: Vorwort. S. 5. – Peter Porsch: Linke, Heimat, Vaterland. S. 7–24. – Siegfried Wollgast: Patriotismus und Vaterland in Deutschland heute? S. 25–81. – Werner Bramke: Um das Vaterland. S. 82–88. – Autorenverzeichnis. S. 89.

Volker Hölzer: »... Georg ist unschuldig ...«. Der Haftbriefwechsel von Rosemarie und Dr. Georg Sacke 1934/1935. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 219 S. ISBN 978-3-89819-260-6.

Kostenbeitrag: 15,00 EUR, Mitglieder 10,50 EUR

Industriegeschichte der Stadt Dresden 1945–1990. Beiträge zum 800. Stadtjubiläum. Hrsg. von Reinhardt Balzk und Jürgen Leibiger im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Dresden. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 272 S. ISBN 978-3-89819-257-6.

Kostenbeitrag: 13,50 EUR, Mitglieder 10,00 EUR

Enthält: Vorwort der Herausgeber. S. 5–6. – TEIL I: Monika Runge: Begrüßung. S. 7–10. – Horst Schneider: Zur historischen Ausgangslage und den politischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Dresdner Industrie nach 1945. S. 11–18. – Jörg Roesler: Die Rolle des Bezirks Dresden im Rahmen der DDR-Wirtschaft. S. 19–30. – Hans-Jörg Rauber: Wissenschaftsbeziehungen der Dresdner Industrie 1945 bis 1990 – eine kritische Wertung. S. 31–47. – Gerhard Merkel: Dresden – wissenschaftliches Zentrum der Computerentwicklung in der DDR. S. 49–73. – Harald Müller: Dresdner Elektromaschinenbau (VEM) – Wiege und Zentrum des europäischen Elektromaschinenbaus. S. 75–86. – Christian Starke: Apogeepha – Vom privaten und halbstaatlichen Betrieb zur vollständigen Verstaatlichung. S. 87–94. – Uwe Hessel: »Elbflorenz« – Ein Traditionsbetrieb und sein Untergang in der Marktwirtschaft. S. 95–104. – Monika Kaßmann: Die Verpackungsindustrie in Dresden – eine wichtige Komponente der Verarbeitungsindustrie. S. 105–116. – TEIL II: Reinhard Balzk: Die Arbeit der AG Industriegeschichte. S. 117–121. – Verzeichnis der Kurzporträts von 70 Industriebetrieben. S. 122–263. – Zeittafel zur Industriegeschichte Dresdens 1945–1990. S. 264–270. – Zu den Referenten und Herausgebern. S. 271–272.

Legitimationskrise des Neoliberalismus – Chance für eine neue politische Ökonomie? Hrsg. von Hans-Georg Draheim und Dieter Janke. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 205 S. ISBN 978-3-89819-258-3. (= Diskurs. Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus. Heft 25.)

Kostenbeitrag: 11,50 EUR, Mitglieder 10,00 EUR

Enthält: Vorwort. S. 5–6. – Herbert Schui: Theoretische Grundlagen des Neoliberalismus. S. 7–26. – Karl Georg Zinn: Grundzüge und Besonderheiten des Neoliberalismus in Deutschland. S. 27–52. – Jürgen Leibiger: Krise des Neoliberalismus – Realität oder Wunschtraum? S. 53–70. – Klaus Müller: Alternative Geldpolitik – Irrweg oder Chance? S. 71–104. – Horst Müller: Historische Schranken der Kapitalwirtschaft und die Frage nach der konkreten Alternative. S. 105–122. – Karl Mai: Im Spannungsfeld zwischen neoliberalen Leitbildern und anti-neoliberalen Alternativen (Thesen). S. 123–135. – Hans-Jürgen Gericke: Gedanken zum Thema des Workshops und zu einem neoliberalen Experiment. S. 136–141. – Joachim Bischoff: Finanzmarktkapitalismus und politische Alternativen. S. 142–156. – Christa Luft: Sozialpflichtigkeit des Eigentums heute. S. 157–172. – Klaus Steinitz: Nachhaltigkeit und die Weiterentwicklung

der politischen Ökonomie. S. 173–185. – Joachim Tesch: Sozialismus aus dem Computer? S. 186–203. – Autorenverzeichnis. S. 204–205.

Politische Bildung in Ost und West seit 1945. Der Umgang mit dem antifaschistischen Grundkonsens. Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen mit der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig und dem Bund der Antifaschisten Leipzig am 28. Oktober 2006.

Hrsg. von Kurt Schneider. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 73 S. ISBN 978-3-89819-261-3 (= Texte zur politischen Bildung. Heft 37)

Kostenbeitrag: 4,50 EUR, Mitglieder 3,50 EUR

Enthält: Kurt Schneider: Eröffnung. S. 5–7. – Lothar Nettelmann: Weder Antifaschismus noch Bewältigung? Bildung von Stereotypen anstatt Neuanfang. S. 8–27. – Thomas Ahbe: Anti-Antifaschismus. Thesen zu den Kontroversen um den DDR-Antifaschismus seit 1990. S. 28–43. – Dieter Schlönvoigt: Einblicke in die Modernisierungseuphorie politischer Bildung. S. 44–64. – Dieter Chitralla: Zu einigen Erfahrungen des Bundes der Antifaschisten (BdA) e. V. – Sitz Leipzig in der Gedenkstätten- und Erinnerungsarbeit. S. 65–72. – Autorenverzeichnis. S. 73.

Lothar Nettelmann: Bildung von Stereotypen anstatt Neuanfang – weder Antifaschismus noch Bewältigung? Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 75 S. ISBN 978-3-89819-262-0 (= Texte zur politischen Bildung. Heft 38)

Kostenbeitrag: 4,50 EUR, Mitglieder 3,50 EUR

Inhalt: 1. Vorüberlegungen. S. 5–15. – 2. Entnazifizierung. S. 15–20. – 3. Entwicklungsschritte zusammengefasst – zeitgeschichtlicher Abriss. S. 20–23. – 4. Der schwere Umgang mit der Vergangenheit. S. 23–31. – 5. Erklärungsversuche. S. 32–48. – 6. Betrachtungen der Zeitgeschichte. S. 49–58. – 7. Internationaler Rahmen. S. 58–63. – 8. Tabu – Phänomen – Phantom. S. 63–65. – 9. Zum Schluss: die Abkehr in das Positive. S. 65–68. – 10. Didaktischer Anhang. S. 69–73. – Über den Autor. S. 74–75.

Thomas Ahbe: Der DDR-Antifaschismus. Diskurse und Generationen – Kontexte und Identitäten. Ein Rückblick über 60 Jahre. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 81 S. ISBN 978-3-89819-263-7 (= Texte zur politischen Bildung. Heft 39)

Kostenbeitrag: 4,50 EUR, Mitglieder 3,50 EUR

Enthält: 1. Einleitung. S. 5–6. – 2. Die Zeit der Zweistaatlichkeit und zweier Vergangenheiten. Diskurse und Generationen. S. 7–49. – 3. Nach 1990 – Was wurde aus dem Antifaschismus? S. 50–68. – 4. Ausblick. S. 69–71. – 5. Literatur. S. 72–80. – Über den Autor. S. 81.

Demnächst erscheint:

Leipzig und Russland. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. von Erhard Hexelschneider und Alita Liebrecht. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. 2007. 268 S.

Kostenbeitrag: ca. 13,50 EUR, Mitglieder ca. 10,00 EUR

Mit Beiträgen von Dieter Kürschner, Erhard Hexelschneider, Karl-Heinz Kretzschmar, Oleg Akulov, Günter Schmidt, Andrea Lorz, Ingrid Kästner, Carsten Voigt, Ferdinand May, Michael Zock, Siegfried Hillert, Max Walter Schulz, Elizaveta Tumim, Siegfried Hoyer, Volker Hölzer, Willi Beitz, Peter Gosse, Werner Wolf, Toni Philipp, Bernd Landmann, Alita Liebrecht, Vladimir Levitan, Elena Beleninova, Erich Ahrndt, Anton Groß und Bernd Görne